

Dr. Jonna Rock
**Russischsprachige Jüdinnen*Juden, Russland-
deutsche und Russinnen*Russen.**
Gruppenübergreifende Interviewarbeit im
russophonen Deutschland

Working Paper VI
.....

Der Gang der Geschichte(n).
Narrative über Jüdinnen und Juden,
Judentum, die Shoah und Israel

Tanja Lenuweit (Hg.)

Der Gang der Geschichte(n) wird
gefördert von der Bundeszentrale
für politische Bildung und dem
Auswärtigen Amt.



Auswärtiges Amt

Dr. Jonna Rock
**Russischsprachige Jüdinnen*Juden, Russland-
deutsche und Russinnen*Russen.**

Gruppenübergreifende Interviewarbeit im
russophonen Deutschland

Working Paper VI
.....

Der Gang der Geschichte(n).
Narrative über Jüdinnen und Juden,
Judentum, die Shoah und Israel



Das Projekt »Der Gang der Geschichte(n). Narrative über Jüdinnen und Juden, Judentum, die Shoah und Israel« wird von Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung seit Juli 2019 umgesetzt und endet im Juni 2023.

Herausgeberin: Tanja Lenuweit
Lektorat: Konrad Krämer, Tanja Lenuweit
Gestaltung: Gaston Isoz

Oktober 2022
2. korrigierte Auflage, Juni 2023

Working Paper des Projekts

Working Paper I

Von einer lokalen zu einer globalen Community. Zur jüdischen Geschichte Syriens

Working Paper II

Hidden Stories of Damascene Jews. A collection of the cultural memory of the last generation of Jews in Damascus

Working Paper III

*Narrative über Jüdinnen*Juden, Judentum, die Shoah und Israel in Syrien*

Working Paper IV

Von Repression und Emanzipation. Jüdisches Leben in Russland von der Oktoberrevolution bis heute

Working Paper V

*Traditionen, Kontinuitäten und Veränderungen. Narrative und Diskurse über Jüdinnen*Juden in Marokko*

Working Paper VI

*Russischsprachige Jüdinnen*Juden, Russlanddeutsche und Russinnen*Russen. Gruppenübergreifende Interviewarbeit im russophonen Deutschland*

Working Paper VII

Jüdische (Un-)Sichtbarkeiten. Verhandlungen von Antisemitismus und antislawischem Rassismus in der zweiten Generation jüdischer Kontingentflüchtlinge

Working Paper VIII

*Russischsprachige Jüdinnen*Juden in Berlin. Zwei Interviews zur Sprachpraxis während des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine*

Alle Working Paper sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Herausgeber unzulässig und strafbar.

Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung gGmbH
Alt-Reinickendorf 25
13407 Berlin

www.minor-kontor.de
Kontakt: t.lenuweit@minor-kontor.de
www.minor-kontor.de/der-gang-der-geschichten



Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Vorwort | 7 |
| Einführung | 11 |
| Methodologie | 12 |
| Russischsprachige Jüdinnen*Juden in Deutschland | 15 |
| Russlanddeutsche in Deutschland | 26 |
| Russinnen*Russen in Deutschland | 36 |
| Überlegungen zu den Interviews | 46 |
| Literaturverzeichnis | 49 |

Vorwort

Das Projekt »Der Gang der Geschichte(n)« untersucht Narrative zu Jüdinnen*Juden, Shoah und Israel in ausgewählten Herkunftsländern von Zugewanderten (Syrien, Marokko, Polen und Russland) und in entsprechenden Communitys in Deutschland. Dafür werden Studien zu den Herkunftsländern erstellt und qualitative Interviews mit Zugewanderten durchgeführt. Uns interessieren nicht nur die Einstellungen und Narrative der Befragten zu Jüdinnen*Juden, Shoah und Israel und ihre Wahrnehmung der deutschen Erinnerungskultur, sondern auch ihre Selbstwahrnehmung und ihre Erfahrungen als Zugewanderte in der deutschen Gesellschaft.

Die vorliegende Publikation stellt 18 Interviews vor, die für das Projekt mit postsowjetischen Zugewanderten geführt wurden. Postsowjetische Migrant*innen und ihre Nachkommen stellen mit ca. 3,5 Millionen Menschen die größte Zuwanderungsgruppe in Deutschland, sie stammen aus unterschiedlichen Teilen der ehemaligen Sowjetunion: mehrheitlich aus der Russischen Föderation (37%), Kasachstan (34%) und Ukraine (9%)¹. Für die Interviews wurden die postsowjetischen Migrant*innen in drei Gruppen unterteilt, die sich auch durch die Spezifik ihrer Migration unterscheiden.

Die größte Gruppe bilden mit ca. 2,7 Millionen Menschen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler*innen² mit ihren Familien. Das Bundesinnenministerium definiert sie als »Personen deutscher Herkunft, die in Ost- und Südosteuropa sowie in der Sowjetunion unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges gelitten haben [...] [und die] aufgrund ihrer Volkszugehörigkeit noch Jahrzehnte nach Kriegsende massiv verfolgt« wurden. Rechtliche Grundlage ist das Bundesvertriebenengesetz, das dieser Definition entsprechend »kein Instrument zur Steuerung der Zuwanderung [...], sondern nach wie vor ein Instrument zur Kriegsfolgenbewältigung« darstellt.³ Spätaussiedler haben ein Recht auf Einwanderung und erhalten nach ihrer Anerkennung umgehend die deutsche Staatsbürgerschaft. Die Zuwanderung erreichte 1995 mit über 200.000 Menschen den Höhepunkt, seit 2005 bewegen sich die Zahlen im einstelligen Tausenderbereich.

Die zweite, mit ca. 220.000 Menschen deutlich kleinere Gruppe postsowjetischer Migrant*innen sind die sog. jüdischen Kontingentflüchtlinge und ihre Familien. In den Jahren von 1993 bis 2004 konnten Jüdinnen*Juden aus der ehemaligen Sowjetunion auf der Grundlage des Kontingentflüchtlingengesetzes relativ problemlos nach Deutschland immigrieren. Sie erhielten eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis, eine Arbeitserlaubnis, Sozialleistungen und Integrationshilfen.

Die damalige Bundesregierung begriff die jüdische Zuwanderung auch als Geste der Wiedergutmachung für die Shoah und als Möglichkeit, jüdisches Leben in Deutschland zu stärken und wiederaufzubauen. Entsprechend war die einzige Bedingung für die Einwanderung der Nachweis der jüdischen Identität. Grundlage dafür war die in der Sowjetunion übliche ethnisch-nationale Definition, entsprechend dem Paragraph 5 in den sowjetischen Pässen, der unter Nationalität dann »evrej« für Jude (eigentlich: Hebräer) listete und dabei von der väterlichen Linie ausging. Während die Halacha, das jüdische

1 Diese und alle nachfolgenden Zahlen sind dem Mikrozensus 2021 entnommen, Veränderungen durch den Krieg in der Ukraine sind also noch nicht abgebildet.

2 Bis Ende 1992 eingewanderte postsowjetische Migrant*innen erhielten den Rechtsstatus »Aussiedler«, seit 1993 Zugewanderte sind rechtlich »Spätaussiedler«.

3 Bundesministerium des Innern (BMI) (Hg.) (2011): Migration und Integration. Aufenthaltsrecht, Migrations- und Integrationspolitik in Deutschland, Berlin, S. 138.

Religionsgesetz, als jüdisch definiert, wer eine jüdische Mutter hat oder wer zum Judentum konvertiert ist, umfasst diese ethnisch-nationale Definition auch Kinder und teilweise sogar Enkelkinder jüdischer Väter. In Deutschland führte dies dazu, dass viele dieser patrilinearen jüdischen Zugewanderten von den jüdischen Gemeinden in Deutschland, die der halachischen Definition folgen, nicht anerkannt wurden. Ab 2005 wurde das »Verfahren zur Aufnahme jüdischer Emigranten« neu geregelt: Eine Aufnahme setzt nicht nur die »eigenständige Sicherung des Lebensunterhalts« und Grundkenntnisse der deutschen Sprache voraus, sondern auch den Nachweis, dass die Möglichkeit zu einer Aufnahme in eine jüdische Gemeinde besteht.

Im Gegensatz zu den Spätaussiedlern mussten die Kontingentflüchtlinge auf ihre in der Sowjetunion erworbenen Rentenansprüche verzichten. Schwierigkeiten bei der behördlichen Anerkennung der Studien- und Berufsabschlüsse und die zumeist fehlenden Deutschkenntnisse erschwerten die Integration in den Arbeitsmarkt. Der Großteil der jüdischen Zuwanderer*innen kam aus akademischen Berufen, die sie in Deutschland aufgrund der hohen Hürden nicht mehr ausüben konnten. Dies sowie die fehlenden Rentenjahre führte dazu, dass heute viele der jüdischen Zugewanderten von Altersarmut betroffen sind. Dieser Missstand wird aktuell politisch diskutiert und soll nachjustiert werden. Wie viele der ehemaligen Kontingentflüchtlinge noch eine Verbesserung ihrer Situation erleben werden, hängt nun von der politischen Entscheidung ab.

Die dritte Gruppe postsowjetischer Migrant*innen umfasst zum einen Menschen, die mit einem Visum beispielsweise für Studium, Arbeit oder Heirat nach Deutschland gekommen sind, und zum anderen solche, die geflüchtet sind und hier Asyl beantragt haben. Für diese Gruppe gibt es weder ein verlässliches Herkunftsprofil noch genaue Zahlen.

Für unsere Community-Befragungen haben wir qualitative Interviews mit Menschen aus allen drei Gruppen durchführen lassen. Die Interviews bestätigten die Ergebnisse zu den Recherchen im Herkunftsland⁴: Die Erinnerungskultur und das Sprechen über den Zweiten Weltkrieg waren in der Sowjetunion von anderen Narrativen geprägt als in Westeuropa und den USA, der Holocaust spielte eine untergeordnete Rolle. Die jüdischen und die russland-deutschen Interviewten berichten auch von ihren Bemühungen, ihre Zugehörigkeit zur jeweiligen Minderheit in der früheren Sowjetunion möglichst zu verbergen.

Die jüdischen Interviewten gingen mit ihrem Jüdischsein in Deutschland deutlich offener um, machten dafür aber Erfahrungen mit Antisemitismus. Von Diskriminierungserfahrungen berichten die Interviewten gruppenübergreifend, teilweise aufgrund antislawischer Ressentiments, teilweise einfach durch Behörden, die beispielsweise berufliche Qualifikationen nicht anerkannten. Die eigenen Migrationserfahrungen, auch das machen die Interviews deutlich, führen nicht unbedingt zu Solidarität mit anderen Zugewanderten. Ein Teil der Befragten fühlt sich gerade Geflüchteten gegenüber benachteiligt und/oder sieht sie als Bedrohung.

Die Interviews geben individuelle Erfahrungen und Schicksale wieder, zeigen aber auch Gemeinsamkeiten auf, die alle Gruppen verbinden, wie beispiels-

4 Working Paper IV: Von Repression und Emanzipation. Jüdisches Leben in Russland von der Oktoberrevolution bis heute (April 2022).

weise die Erfahrung von Diskriminierung in Deutschland. Gleichzeitig widersprechen sie manchen gängigen Vorurteilen und Annahmen. Aus diesem Grund haben wir uns entschieden, sie als narrative Interviews in Gänze zu veröffentlichen.

Oktober 2022

Tanja Lenuweit

Einführung

Im Jahr 1990 rief der Jüdische Kulturverein Berlin die Regierung der DDR dazu auf, Jüdinnen*Juden aus der Sowjetunion wegen der dortigen antisemitischen Anfeindungen die Einreise in die DDR zu ermöglichen. Nach der Wiedervereinigung griff der Bundestag diese Initiative auf und im Januar 1990 ermöglichten die Innenminister von Bund und Ländern Jüdinnen*Juden aus der in Auflösung begriffenen Sowjetunion, sich in Deutschland im Rahmen des Kontingentflüchtlingsgesetzes niederzulassen (Casteel 2018: 181). In den 1990er Jahren kamen rund 220.000 russischsprachige Jüdinnen*Juden nach Deutschland, ungefähr 40.000 davon nach Berlin (Remennick 2007: 317). Seit dem Inkrafttreten des neuen Zuwanderungsgesetzes Anfang 2005 können Jüdinnen*Juden aus den Nachfolgestaaten eine Niederlassungserlaubnis erhalten. Russischsprachige Jüdinnen*Juden beantragen den Aufenthalt in Deutschland auf der gleichen Rechtsgrundlage wie andere Nicht-EU-Bürger*innen.

Mit dem Ende der Sowjetunion kam neben den jüdischen auch eine große Anzahl russlanddeutscher Einwanderer*innen nach Deutschland. Die Russlanddeutschen stammen von jenen Deutschen ab, die im achtzehnten Jahrhundert auf Einladung Katharinas der Großen nach Russland übersiedelten. Während des Zweiten Weltkriegs wurden ihre Nachkommen in der Sowjetunion der Kollaboration mit dem nationalsozialistischen Deutschland verdächtigt; vier Millionen Russlanddeutsche wurden auf Befehl Stalins in abgelegene Regionen im asiatischen Teil des Landes, nach Sibirien und nach Kasachstan deportiert (Kaiser & Schönhuth 2016: 12). Ab Ende der 1980er Jahre nutzten viele von ihnen die Lockerung der Ausreisebestimmungen zur Auswanderung nach Deutschland. Anders als die russisch-jüdischen Einwanderer*innen, die lediglich eine Aufenthaltserlaubnis erhielten, erlangten diese sog. Spätaussiedler*innen automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft (Beck 2019: 133–165; Panagiotidis 2016: 211; Dietz 2006: 116–138). Allerdings wurde der Zugang 1997 an einen Sprachtest geknüpft, den seit 2005 auch Ehepartner*innen und Kinder ablegen müssen.

Das heutige Deutschland hat die größte russischsprachige Bevölkerung außerhalb der ehemaligen Sowjetunion, sie wird auf 3,5 Millionen geschätzt (Panagiotidis 2021: 17). Das ist die größte Einwanderer*innengruppe in Deutschland (Pürckhauer 2022). Über 2,3 Millionen Russlanddeutsche sind seit 1987 nach Deutschland eingewandert (Panagiotidis 2019: 5). Ethnische Russinnen*Russen aus den postsowjetischen Gebieten haben keinen automatischen Anspruch auf Einreise nach Deutschland. Sie haben als Studierende oder Arbeitnehmer*innen ein Visum beantragt und sind zumeist nicht mit ihrer Familie nach Deutschland eingereist. Daher ist diese Gruppe im Altersdurchschnitt jünger. Häufig unterliegt diese Gruppe einem möglicherweise unsicheren Aufenthaltsstatus, wirtschaftlicher Ausbeutung, Arbeitsmigration oder einer ähnlich prekären Situation. Ihre Zahl ist schwer zu ermitteln, aber nach Zahlen des Statistischen Bundesamtes leben insgesamt 263.300 Staatsbürger*innen der Russischen Föderation in Deutschland (Statistisches Bundesamt 2021).⁵

⁵ Statistisches Bundesamt: Ausländische Bevölkerung nach Geschlecht und ausgewählten Staatsangehörigkeiten am 31.12. 2022: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Tabellen/auslaendische-bevoelkerung-geschlecht.html;jsessionid=647C15Do663A92F3E003AF-9C888672C2.live741>

Methodologie

Der vorliegende Text besteht aus insgesamt 18 Interviews, die im November und Dezember 2021 mit in Deutschland lebenden russischsprachigen Jüdinnen*Juden und Russlanddeutschen und etwa zwei Monate später, im Februar 2022, mit in Deutschland lebenden ethnischen Russen geführt wurden. Der Zeitpunkt der letzten sechs Interviews liegt kurz nach dem Einmarsch Russlands in die Ukraine.

Eine qualitative Forschungsmethode wird verwendet, die von Leitfadeninterviews ausgeht. Um eine größere Vielfalt unter den Befragten zu erzielen, habe ich mit Menschen unterschiedlichen Alters im gesamten deutschen Bundesgebiet gesprochen; bei den Jüdinnen*Juden sowohl mit denen, die väterlicherseits jüdisch sind, als auch mit denen, deren Mutter jüdisch ist.⁶ Die russischen Befragten befinden sich im Altersspektrum von 24–41 Jahren. Anders als bei den russischsprachigen Jüdinnen*Juden und Russlanddeutschen habe ich also nicht mit Personen gesprochen, die älter als 41 Jahre sind. Dies liegt darin begründet, dass ethnische Russinnen*Russen keinen automatischen Anspruch auf Einreise nach Deutschland besitzen, wie er zeitweise für russischsprachige Jüdinnen*Juden und Russlanddeutsche bestand, und dass sie meistens schon als Erwachsene nach Deutschland gekommen sind.

Meine Befragten lebten in der Sowjetunion und/oder deren Nachfolgestaaten. Mein bestehendes Netzwerk an russischsprachigen Kontakten wurde durch ein exponentielles, diskriminierungsfreies Schneeballverfahren erweitert, bei dem die Befragten mehrere Empfehlungen abgegeben haben (Noy 2008: 327–344). Gesucht wurden die Gesprächspartner*innen auch über das jüdische Begabtenförderungsprogramm des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks sowie über verschiedene Facebook-Gruppen (z.B. die »Russlanddeutsche Gruppe«, die »Berlinograd«-Community, »Русские в Германии«, »Русскоязычные в Германии« und »Мама Германии«). Ich habe dabei mit Menschen aus dem gesamten deutschen Bundesgebiet gesprochen.

In Berlin habe ich die Interviews in Cafés geführt, weil ich in der Stadt wohne. Interviews mit Menschen, die andernorts in Deutschland leben, verliefen über Zoom. Die Befragten konnten wählen, welche Sprache sie sprechen wollten, weswegen einige Interviews auf Deutsch und andere auf Russisch durchgeführt wurden.

Ich bin unter anderem folgenden Fragen nachgegangen:

- Wie und wann sind die Befragten nach Deutschland eingewandert? Aus welchem Grund?
- Wie nehmen sie andere russischsprachige Menschen in Deutschland wahr?
- Haben sie Erinnerungen an ein positives Zusammenleben in ihrem Herkunftsland?
- Wie haben sie sich an ihre neue deutsche Umgebung angepasst und wie passen sie sich weiterhin an, während sie Ihre kulturelle Identität beibehalten, neu formulieren und aufbauen?

6 Nach dem traditionellen jüdischen Gesetz (Halacha) ist jüdisch, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde oder zum Judentum konvertiert ist. Das reformierte Judentum erkennt Personen als jüdisch an, wenn sie einen jüdischen Elternteil haben, sei es die Mutter oder der Vater. Patrilineare Juden sind väterlicherseits jüdisch.

- Ist Religion für sie wichtig? Welche Bedeutung hat die Religion?
- Haben sie in der Sowjetunion/Russland und hier in Deutschland Ausgrenzung/Diskriminierung erfahren?
- Wie war es für ihre Familie oder ihre Großeltern während des Zweiten Weltkriegs?
- Ist Israel für sie wichtig? Waren sie schon einmal dort?

Zudem habe ich meine russischen Interviewpartner*innen gefragt, was sie von Putins Äußerungen über eine sog. Entnazifizierung der Ukraine halten, weil diese Frage zum Zeitpunkt der Interviews mit den Russinnen* Russen zur Debatte stand.

Meine Herangehensweise an alle meine Fragestellungen ist von einer sozialkonstruktivistischen Sichtweise geprägt. Mit anderen Worten: Ich gehe davon aus, dass Identität als gelebte Praxis entstanden ist und dass es vor allem wichtig ist, wie sich eine Person selbst definiert, aber auch wie die »Anderen« (die Mehrheitsbevölkerung und der Staat) diese Person definieren.

Russischsprachige Jüdinnen*Juden in Deutschland

Die Einwanderungspolitik für deutschsprachige Jüdinnen*Juden kann als ein Versuch der deutschen Regierung gesehen werden, das deutsche Judentum, das während des Holocausts fast vollständig vernichtet wurde, wiederaufzubauen. Daher wird die »Rückgewinnung« und »Wiedereingliederung« der sowjetischen Jüdinnen*Juden oft als wesentlicher Bestandteil der Neugestaltung Deutschlands angesehen, selbst wenn die russischsprachigen Jüdinnen*Juden keine offensichtliche Verbindung zu dem Land haben. So hatte Berlin in den Jahren 1990–2010 die am schnellsten wachsende jüdische Gemeinde der Welt (Plamper 2019: 238).

Aufgrund der postsowjetischen jüdischen Einwanderung ist Deutschland zu einem wichtigen Zentrum der jüdischen Diaspora, des jüdischen Erbes und der jüdischen Kultur in Europa geworden.

Interviews mit russischsprachigen Jüdinnen*Juden in Deutschland

7 Gefilte Fisch ist ein besonders bei aschkenasischen Jüdinnen*Juden beliebtes kaltes Fischgericht, das am Schabbat, an Feiertagen und zu besonderen Gelegenheiten als Vorspeise gegessen wird. Es besteht im Wesentlichen aus gewürzter Fischfarce von gehacktem oder gewolftem Karpfen, Hecht oder Weißfisch, die je nach Variante als Klößchen, in Scheiben oder in die Fischhaut gefüllt als ganzer Fisch in Brühe pochiert und im erkalteten, gelierten Sud serviert wird.

8 Matze ist ungesäuertes Brot, das während des Pessachfestes zur Erinnerung an den biblisch überlieferten Auszug der Israeliten aus Ägypten gegessen wird. Gemäß der Überlieferung in der Tora blieb den Israeliten beim Aufbruch keine Zeit, den Teig für die Brote säuern zu lassen.

9 Das hebräische Wort für Pessach ist Seder (Ordnung) und bedeutet ein geordnetes Mahl, bei dem dem Exodus der alten Israeliten aus Ägypten gedacht und dieser rituell verinnerlicht wird.

AP ist Koordinatorin in einer jüdischen Non-Profit-Organisation in Berlin. Sie schloss ihr Studium der Sozialwissenschaften im Jahr 2021 mit einem Dokortitel ab.

AP wurde 1986 in Moskau geboren. 1998 kam sie im Alter von zwölf Jahren mit ihren Eltern als Kontingentflüchtling nach Lübeck. Ihre Mutter ist aufgrund ihres Großvaters patrilinear jüdisch. APs Vater ist Russe. Beide Eltern wollten nach Deutschland auswandern, in der Hoffnung, dass das Leben dort sicherer sei, sowohl wirtschaftlich als auch hinsichtlich ihrer jüdischen Herkunft.

APs Großvater war in seiner beruflichen Karriere in der Sowjetunion mit der »gläsernen Decke« konfrontiert: Er arbeitete als Dolmetscher und Experte für komplexe militärische Angelegenheiten und man machte ihm deutlich, dass er keine Aufstiegschancen habe, da er Jude sei: »*Sie sind zwar der beste Experte hier, aber so ist es nun einmal.*« AP berichtet weiter, dass ihr Großvater von den Universitäten ausgeschlossen wurde, obwohl er die besten Noten hatte: »*Er erlebte wirklich täglich Antisemitismus.*«

APs Eltern und Großeltern erzählten ihr bis zum Zeitpunkt ihres 12. Lebensjahrs und ihrer Auswanderung nicht, dass sie Jüdin ist, weil sie glaubten, es wäre einfacher für sie, dies nicht zu wissen. Zwar feierten sie die jüdischen Feiertage, AP jedoch hielt dies für eine Familientradition. Die Feiertage wurden nicht als solche bezeichnet und sie wurden parallel zu den christlich-orthodoxen Traditionen gepflegt, damit die Nachbarn keinen Verdacht schöpften. AP wusste daher nicht, dass dies jüdische Traditionen waren. So bereitete ihre Großmutter zum Beispiel immer Gefilte Fisch⁷ für den Schabbat zu, aber sie bezeichnete den Anlass nie als Schabbat. Ihr Großvater besorgte heimlich Matze⁸ für Pessach⁹, gleichzeitig brachte die Großmutter einen Osterkuchen für die Nachbarn mit. Jüdischsein war in APs Kindheit nach außen hin ein großes Geheimnis, auch für AP selbst, während zugleich sehr darauf geachtet

wurde, dass die jüdischen Traditionen unterschwellig an sie weitergegeben wurden. Erst in Deutschland kamen diese Ereignisse aus der Vergangenheit ans Licht.

»Alle wussten über unser Jüdischsein Bescheid, aber nicht, was es bedeutete. Als Kind habe ich nicht verstanden, warum manche Eltern nicht wollten, dass ich mit ihren Kindern spiele. Oder warum ich von den Lehrern schlechter behandelt wurde. Erst rückblickend konnte ich das mit meinem Jüdischsein in Verbindung bringen.«

In Deutschland war es für AP befreiend, etwas über ihr Jüdischsein zu erfahren und sich daran zu erfreuen – offen in die Synagoge gehen zu können und sich dort zu Hause zu fühlen: *»Die Familientraditionen in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Menschen zu treffen, die ähnliche Biografien haben wie wir.«*

AP beantragt derzeit die deutsche Staatsbürgerschaft im Fall der »besonderen Härte«¹⁰. Sie möchte ihre russische Staatsangehörigkeit behalten. Seit 2006 ist es nicht mehr möglich, die russische und die deutsche Staatsangehörigkeit gleichzeitig zu besitzen. APs Muttersprache ist Russisch und auf die Frage nach ihrer religiösen und ethnischen Zugehörigkeit antwortet sie: *»Jüdisch, natürlich, worauf ich stolz bin, aber auch russisch.«* Sie sagt, dass sie in Deutschland viel antislawischen Rassismus erlebe, hauptsächlich aufgrund ihres russischen Namens. Sie hatte Kontakt zu anderen russischsprachigen Menschen in Deutschland:

»In Lübeck hatte meine Mutter viele russlanddeutsche Freunde, die sie in den Sprachkursen kennengelernt hatte. Sie unterstützten sich gegenseitig und wir Kinder spielten miteinander. Mein bester Freund in der Schule war auch Russlanddeutscher und das war nie ein Problem.

Unterschwellig wurde mir von der jüdischen Gemeinde in Lübeck, nicht aber von meiner Familie, immer vermittelt, dass die Russlanddeutschen keine Intellektuellen seien, sondern Arbeiter und anders als die Juden. Von den Russlanddeutschen habe ich unterschwellig vermittelt bekommen, dass wir Juden die Intellektuellen seien und dass wir uns für etwas Besseres hielten als sie. Aber das wurde nie direkt zur Sprache gebracht.«

Heute lebt AP in einer »jüdischen Blase«. Die beiden besten Freundinnen ihrer Mutter sind Russlanddeutsche.

Als AP 18 Jahre alt war, unternahm sie eine Taglit-Reise nach Israel¹¹. Auch ihre Großeltern waren in Israel als AP noch ein Kind war. *»Sie brachten eine Menge Dinge mit nach Moskau. Eine ganze Menge jüdische Sachen und dann noch ein paar christliche Sachen, damit die anderen nicht denken, dass wir Juden sind.«*

Für AP steht Israel als Meilenstein für das, was das Judentum sein könne. Für sie ist es ein Ort, an dem Juden sich sicher fühlen können und nicht in der Minderheit sind. Sie hat in Deutschland viel israelbezogenen Antisemitismus erlebt. *»An der Universität und in meinem Freundeskreis wurde ich zum Beispiel oft gefragt, wie »wir Juden« die Palästinenser so schlecht behandeln können.«*

¹⁰ Ein Härtefall ist ein besonders außergewöhnlicher Fall, der eine Ausnahmerechtsentscheidung rechtfertigt. AP beantragt die deutsche Staatsbürgerschaft im Fall der »besonderen Härte«, weil sie ihre russische Staatsbürgerschaft behalten will.

¹¹ Taglit bedeutet »Entdeckung« auf Hebräisch. »Taglit Birthright Israel« stellt eine Zusammenarbeit des Staates Israel mit jüdischen Organisationen auf der ganzen Welt dar. Allen jungen Jüdinnen*Juden zwischen 18 und 32 Jahren weltweit wird ein Geschenk gemacht: eine gesponserte Bildungsreise nach Israel, einschließlich Flug und Unterbringung. Das Projekt beruht auf der Idee, dass jede*r junge jüdische Erwachsene das Geburtsrecht hat, wenigstens einmal in ihrem*seinem Leben Israel zu besuchen.

APs Ehemann stammt aus St. Petersburg. Sie lernten sich in Lübeck kennen und zogen 2011 nach Berlin, um schneller zum orthodoxen Judentum konvertieren zu können. Die Konversion dauerte 8 Jahre. Für AP war es wichtig zu konvertieren, damit ihre zukünftigen Kinder nicht das gleiche Problem mit der Anerkennung haben wie sie. »Ich weiß nicht, ob ich orthodox geworden wäre, wenn ich halachisch jüdisch¹² aufgewachsen wäre.« 2018 hat sie jüdisch geheiratet. APs Großvater war davon sehr positiv berührt. »Es hat sich damit ein Kreis geschlossen, die Selbstverständlichkeit des Jüdischseins zurückzufordern.«

Die Familie von AP war nicht direkt vom Holocaust betroffen. Ihr Großvater war in den 1940ern noch ein Kind. Er und seine Mutter wurden nach Samarkand deportiert, weil in bestimmten Kreisen bekannt war, dass die Deutschen den Jüdinnen*Juden eine »Sonderbehandlung« zukommen ließen. In APs Kindheit war der Begriff Holocaust überhaupt nicht präsent. Sie glaubt, dass nur diejenigen darüber Informationen erhielten, die in jüdischen Ferienlagern gewesen waren.

»Erst in Deutschland habe ich von der Existenz des Holocaust erfahren. Ich glaube nicht, dass meine Eltern in der Sowjetunion den Begriff Holocaust kannten. Weder ich noch meine Eltern haben in der Schule davon gehört. ›Wir haben gesiegt‹ war die zentrale Botschaft in der Sowjetunion.«

12 Die Halacha, abgeleitet vom hebräischen Verb halach: »gehen«, »wandeln«, ist der rechtliche Teil der Überlieferung des Judentums. Nach der orthodoxen Halacha muss die Mutter Jüdin sein, um die jüdische Blutlinie weitergeben zu können.

13 Chassidismus (»Frömmigkeit« auf Hebräisch) ist eine jüdische religiös-mystische Strömung und Teil des ultraorthodoxen Judentums. Im Chassidismus kommt der Musik, die nach mystischer Anschauung einen göttlichen Ursprung hat, eine zentrale Bedeutung zu. Gesangsmelodien (Niggunim) wurden teilweise sogar höher gewertet als gesprochene Gebete. Auch dem Tanz kommt im Chassidismus eine wichtige Rolle zu: In diesem wird der Gottesdienst nicht nur mit der Seele, sondern mit dem ganzen Körper vollzogen.

SZ ist Produktionsmitarbeiterin in einer Fernsehproduktionsfirma in Köln. Sie hat einen Bachelor-Abschluss in Kulturwissenschaften. SZ wurde 1995 in Lwiw geboren. Im Jahr 2003 kam sie im Alter von acht Jahren mit ihren Eltern und ihrer Schwester als Kontingentflüchtling nach Köln. SZ ist mütterlicherseits jüdisch. Ihr Vater ist Russe.

In Lwiw ging SZ auf eine jüdisch-chassidische¹³ Schule – nicht, weil ihre Eltern religiös waren, sondern aufgrund vieler Vorteile dort, wie Mittagessen, Englischunterricht und weil es einen Schulbus gab. Sie glaubt, dass sie das meiste, was sie über das Judentum weiß, in der jüdischen Schule in Lwiw gelernt habe. Alle Nachbarn wussten, dass SZs Familie jüdisch war. Sie lebten in friedlicher Koexistenz und es gab keine Probleme deswegen.

Jüdischsein bedeutet für SZ, dass sie jüdische Wurzeln in der Familie hat. Sie lebt ihr Jüdischsein nicht aktiv. Sie ist jedoch dankbar dafür, Jüdin zu sein und verschiedene Nationalitäten und Kulturen in sich zu vereinen. Sie beschreibt sich selbst als eine Person aus der Ukraine mit russisch-jüdischen Wurzeln, in einem deutschen Bundesland lebend. In der Ukraine hat SZ einen Davidstern getragen, aber nie in Deutschland und sie würde es auch nicht wollen. SZ erzählt:

»Ich finde es schön, wenn Menschen das tun. Aber ich wäre nicht bereit, so offen zu sagen: Hey, seht mal, ich bin so und so. In der Ukraine war das anders, wegen der jüdischen Schule, und das war nichts Besonderes. Ich glaube, hier ist es ... Wegen all dieser Konflikte, dass jemand mit einer Kippa angegriffen werden kann, ist es einfach viel extremer. Manche Leute sehen sie als Symbol für alles, was mit dem Jüdischsein zusammenhängt, sei es Isra-

el oder die Sprache, und sie könnten ausflippen, ich weiß nicht. Ich glaube, ich habe hier mehr Angst als in der Ukraine. Dort würde ich mir nicht so viele Gedanken darüber machen, ob ich einen Davidstern oder eine Kippa oder so etwas trage, aber hier würde ich das schon.»

SZ erzählt, dass sie in Köln jüdische Freund*innen habe, die in der (nicht-jüdischen) Schule diskriminiert und auch beschimpft worden seien, weil sie Jüdinnen*Juden sind.

SZs Eltern hatten sich entschieden nach Deutschland auszuwandern, weil sie sich dort eine bessere Zukunft erhofften.

»Am Anfang war es sehr schwierig, die Sprache zu lernen. Ich habe nichts verstanden. Aber am Ende ging es schnell und ich fühlte mich integriert. Für meine Eltern hingegen dauerte es länger, die Sprache zu lernen, eine Wohnung und einen Job zu finden.«

SZ fühlt sich in Deutschland als Ausländerin, weil ihr Name anders klinge und die Deutschen zu ihr immer sagten, dass sie »so gut Deutsch« spreche.

Ähnliches hört sie regelmäßig im Alltag. Welch gegenteiligen Effekt es habe, ständig solche Kommentare hören zu müssen, verstünden viele Leute nicht, glaubt SZ. Die meisten ihrer Freund*innen sind Eingewanderte, mit Deutschen komme sie gut aus, aber zu den im Ausland geborenen Freund*innen habe sie ein engeres Verhältnis. Ihre engsten Freund*innen sind russischsprachig und haben ebenfalls jüdische Vorfahren.

Ihr Mann ist Türke. Sie lernten sich 2012 im Urlaub kennen. Als sie ihn in der Türkei besuchte, änderte sich ihr Blick auf die Welt, denn die politische Kultur dort erschien ihr völlig anders – beispielsweise, was man in der Öffentlichkeit sagen darf und was nicht, oder die Gleichstellung der Geschlechter. *»Ich bin mit einer Kultur, Traditionen und Bräuchen in Kontakt gekommen, die ich so nicht kannte und welche meinen Horizont erweitert haben.«* Sie sprechen Englisch miteinander, ihr Mann lernt jedoch auch Deutsch. SZs Muttersprache ist Russisch und sie hat seit 2015 die deutsche Staatsbürgerschaft.

Sie hat an einer Taglit-Reise nach Israel teilgenommen und sagt, es falle ihr schwer, sich inhaltlich in die politische Situation in Israel einzumischen, weil sie nicht dort lebe.

Die Urgroßmutter von SZ musste während des Zweiten Weltkriegs nach Russland und Usbekistan fliehen, weil sie Jüdin war, und deshalb, so SZ, habe sie ihren Kindern die jiddische Sprache und Tradition nicht beigebracht.

»Sie war einfach zu traumatisiert von der Flucht und der Angst, dass es auch ihren Kindern so ergehen würde. Deshalb hat sie einen Schlusstrich gezogen und ihre Traditionen nicht weitergegeben. Da ich zu Hause nicht mit jüdischen Traditionen aufgewachsen bin, fällt es mir schwer, sie in meinem Alltag zu integrieren.«

SZ hat den Begriff Holocaust in ihrem Herkunftsland nie gehört. In Lwiw erfuhr sie jedoch von ihrer Familie vom Schicksal der Jüdinnen*Juden im Zweiten Weltkrieg und im Geschichtsunterricht in Deutschland lernte sie viel über den Holocaust. Auch im öffentlichen Leben sei das Thema immer prä-

sent, so SZ. Als sie nach Deutschland kam, wurde sie sogar von vielen Leuten gefragt: »Erzähl mir doch mal, was im Krieg passiert ist!«

VM arbeitet als Videoredakteur bei einem russischsprachigen Fernsehsender in Berlin. Er begann ein Informatikstudium, das er jedoch nicht abschloss.

VM wurde 1982 in Odessa geboren. Er war 19 Jahre alt, als er mit seiner Mutter und seiner Großmutter als Kontingentflüchtling nach Bad Kreuznach kam. Als VM acht Jahre alt war, starb sein Vater an Krebs. Seine Eltern sind beide jüdisch.

Sie wollten nach Deutschland auswandern, weil das Leben in der Ukraine finanziell hart war.

Die Großmutter besaß jiddische Bücher und damit Sprachkenntnisse, die ihr in Deutschland weiterhalfen. VM hat die ukrainische Staatsbürgerschaft, beantragt aber die deutsche und möchte seine ukrainische Staatsbürgerschaft aufgeben. Russisch ist seine Muttersprache.

Im Alter von 13 bis 17 Jahren besuchte VM eine jüdische Schule und davor eine nicht-jüdische Schule in Odessa. Der Grund für den Schulwechsel war, dass er kein guter Schüler war. Seine Mutter hoffte, dass er von den kleineren Klassen an der jüdischen Schule profitieren würde.

In der jüdischen Schule in Odessa war Israel ein Thema. Seine Mutter sei froh gewesen, dass er in einem Milieu aufwuchs, in dem man über Israel und das Judentum sprach. Zu dieser Zeit war er vom jüdischen Glauben überzeugt. Zu Hause feierten sie die jüdischen Feiertage nicht. Zu Pessach gab es Matze, aber mehr nicht.

In Deutschland wurde er Atheist. *»Ich kann meiner Mutter nicht Channuka Sameach¹⁴ sagen, auch wenn sie es möchte. Aber ich kann nicht lügen, und ich bin nicht mehr religiös.«* Von Deutschland aus unternahm er zwei organisierte Reisen nach Israel. *»Ich war an der Klagemauer und dachte, ich würde etwas ... fühlen. Aber nichts ... Es war nur eine Mauer.«*

VM hat deutliche politische Ansichten. Die Partei der Grünen hält er für Faschisten.

»Das ist die Sowjetunion in Grün. Das sind die gleichen Methoden – Verbot, Verbot, Verbot ... In der Sowjetunion mussten wir alle gleich sein, wir durften nicht anders sein. Wenn jemand reich ist, ist er ein schlechter Mensch. Das ist genau das, was die Grünen hier in Deutschland machen. Wenn jemand ein großes Auto hat, schadet das dem Klima, und dann muss er mehr für seinen Parkplatz bezahlen. In Deutschland ist mir die FDP am nächsten. Freiheit ist das Wichtigste. Bundesweit wäre mir eine schwarz-gelb-blaue Koalition lieber, weil die Gesellschaft so weit nach links gerutscht ist, dass man sie mit voller Kraft in die Mitte ziehen muss.«

VM sagt, dass es Juden in der AfD gäbe und er verstehen könne, warum Juden die Partei wählen. Sie sei die einzige Partei, die den islamischen Antisemitismus anspreche. Er sagt, das sei der wahre Antisemitismus, den man in Deutschland habe.

14 Channuka bedeutet »Weihung« oder »Einweihung« auf Hebräisch. Es ist ein acht Tage dauerndes, jährlich gefeiertes jüdisches Fest zum Gedenken an die Wiedereinweihung nach der Tora des zweiten Tempels in Jerusalem. Während Channuka sagt man zueinander »Channuka sameach«, d.h. »Frohes Channuka«.

In Berlin wurde er seltsam angeschaut, als er einen Davidstern trug.

»All die Demonstrationen, die hier gegen Israel stattfinden, bei denen offen geschrieben wird, dass man die Juden töten muss. Das wird von der Regierung erlaubt ... Nur die AfD redet darüber. Aber ich bin ein konservativer Mensch und die AfD ist die gleiche Linke, nur von der anderen Seite. Sie wollen auch sagen, was wir tun sollen, dieselben Diktaturen, die die Freiheit nicht verstehen. Deshalb bin ich im Großen und Ganzen für die FDP. Die Wirtschaft ist für mich das größte Thema. Die AfD will auch verteilen ...«

VM war Trainer in einem Basketballverein und trainierte muslimische Mädchen mit Kopftuch. Eines Tages baten deren Mütter um ein Gespräch mit seinem Vorgesetzten und plötzlich waren die Mädchen weg. Sie hatten gesehen, dass er die israelische Flagge auf seinem T-Shirt trug.

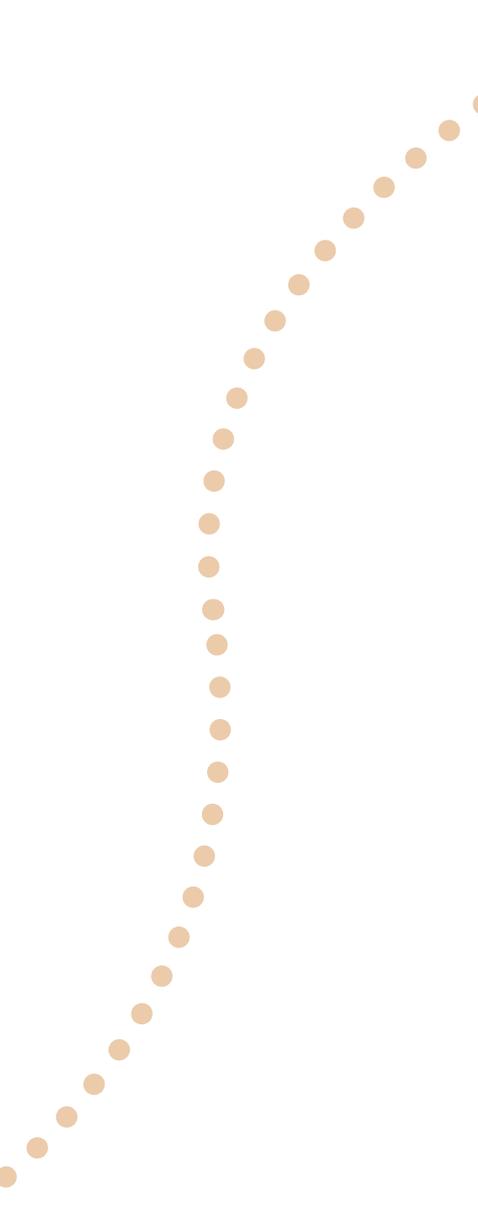
VM findet es gut, dass Deutschland Russlanddeutsche und jüdische Kontingentflüchtlinge aufgenommen hat. Das hätten die Politiker lange gemacht, über 30 Jahre, und deshalb hätten sie es geschafft, die Menschen relativ gut zu integrieren, meint VM. Das Problem sei aber die Flüchtlingswelle von 2015. Er findet deren Auswirkungen auf Deutschland viel schlimmer, weil die geflüchteten Menschen in Ghettos lebten und sich nicht integrierten.

»Für die Muslime ist die Integration nicht möglich. Viele der muslimischen Männer sind so aggressiv, so religiös ... Das Christentum und das Judentum sind reformiert worden. Der Islam ist Politik und Religion zugleich. Wie kann Deutschland nach dem, was hier passiert ist, zwei Millionen Feinde der Juden aufnehmen? Antisemitismus und Israelhass werden hier nach Deutschland importiert.«

VMs Freundin, mit der er seit dreieinhalb Jahren zusammen ist, stammt aus dem Iran. Er sagt: *»Meine Freundin mag Islam überhaupt nicht, denn sie glaubt, der Islam hat ihr Land kaputt gemacht.«* Sie sprechen zu Hause miteinander Englisch.

LF, die Mutter von VM, ist Rentnerin und lebt in Bad Kreuznach. Sie wurde 1948 in Odessa geboren. Ihre Mutter wuchs in Birobidshan auf. LFs Muttersprache ist Russisch, aber ihre Großeltern sprachen Jiddisch mit ihren Eltern. *»Aber sie hatten Angst, dass wir Jiddisch lernen und in der Öffentlichkeit etwas auf Jiddisch sagen würden.«* In LFs ukrainischem Pass stand, dass sie Jüdin ist, und auch ihr Nachname klingt jüdisch. Heute hat sie nur noch die deutsche Staatsbürgerschaft.

»Ich verließ die Schule 1966, und zu dieser Zeit gab es viele Juden in Odessa. Odessa war eine jüdische Stadt. Ich hatte sehr gute Noten in der Schule. Um an der Universität Ingenieurwissenschaften zu studieren, musste ich Prüfungen ablegen. Es war ein riesiger Hörsaal. Wir waren Konkurrenten um nur wenige Plätze. Ich hatte eine mündliche Frage, und sie war schwierig, aber ich wusste die Antwort. Die Lehrerin aber sagte »falsch«.



Ich war schockiert. Ein Junge stellte die Lehrerin zur Rede, weil ich die Frage richtig beantwortet hatte, aber sie sagte ihm, das ginge ihn nichts an. Ich hatte die schlechteste Note und wurde nicht angenommen. Das war Antisemitismus, der zwar nicht gesetzlich verankert war, aber dennoch vom Staat ausging und unter den Mitbürgern in Odessa nicht herrschte.«

LF zog nach Russland, nach Taganrog am Azowska-Meer, um an einer Universität, an der auch Jüdinnen*Juden studieren durften, Ingenieurwissenschaften zu studieren. Nach Abschluss ihres Studiums kehrte sie nach Odessa zurück.

»In der Sowjetunion war es nicht möglich, die eigene Religion zu praktizieren, vor allem nicht für Juden, von denen viele wie meine Eltern Kommunisten waren. Sie sprachen nicht über Religion. Es gab eine Synagoge in Odessa, aber mein Vater ging nie dorthin. Ich war bei den Pionieren¹⁵. Wir lebten friedlich in Odessa: Russen, Ukrainer, Juden. Wir haben uns nicht gegenseitig diskriminiert. Aber es war ein Problem, zu studieren und einen Job zu finden. Man stieß auf eine Mauer.«

LF beschloss, nach Deutschland zu emigrieren, weil es in Odessa keine Perspektive für sie gab. Erst in Deutschland lernte LF die jüdischen Traditionen kennen und wurde gläubig. *»Ich glaube, dass es da oben etwas gibt ...«* In der Sowjetunion hatte sie den Begriff Holocaust nie gehört, sie wusste nicht von seiner Existenz. Aber hier in Deutschland hat sie davon viele Male gehört.

»In der Schule in Odessa haben wir uns mit Lenin und der Kommunistischen Partei beschäftigt. Wir waren jung und liebten das Leben ... Wir wurden auch durch die Propaganda in die Irre geführt. Wir lasen, dass der Kommunismus notwendig war. Ich und meine Freunde waren froh, dass wir in einer kommunistischen Stadt lebten. Alles war gut. Erst später, während der Perestroika, erhielt ich differenziertere Informationen. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits 40 Jahre alt.«

In Deutschland blickt LF optimistisch in die Zukunft. Sie werde nicht verhungern. Sie halte sich an alle jüdischen Traditionen. LF sagt, dass sie jüdischer geworden sei. Sie gehe in die Synagoge und habe den Rabbiner kennen gelernt. In Odessa hätten sie zu Pessach Matze gegessen, wussten aber nicht, warum. Heute habe sie das ganze Jahr über Matze zu Hause.

»Ich lebe koscher¹⁶. Jetzt bin ich eine Jüdin. In Deutschland bin ich ein freier Mensch geworden. Ich kann sagen, was ich will, gehen, wohin ich will, sein, wer ich will ... Ich bin immer noch von Angst getrieben, zu sagen, was ich sagen will ... Das geht so tief. Die Angst, vom KGB kontrolliert zu werden. Der KGB war allzeit überall ...«

LF hat wegen des Nahost-Konflikts Angst, nach Israel zu gehen. Sie hat dort Freund*innen und Verwandte, verspürt aber keine Sehnsucht. Einer ihrer engsten Freunde ist ein Russlanddeutscher. *»Die Sowjetunion hat uns Russischsprachige geprägt. Russisch bringt uns auch zusammen.«* Sie wusste nichts über die Geschichte der Russlanddeutschen, bis sie nach Deutschland gekom-

¹⁵ Die Leninsche Pionierorganisation war eine Jugendorganisation in der Sowjetunion, die von 1922 bis 1990 bestand und sich an 10- bis 15-jährige Kinder und Jugendliche richtete. Mitglieder der Organisation wurden als Leninpioniere oder kurz Pioniere bezeichnet. Während der Sowjetzeit waren die Pioniere für einen Großteil der Kinder- und Jugendarbeit verantwortlich.

¹⁶ Koscher bedeutet »tauglich« auf Hebräisch. Als koscher werden unter anderem alle Lebensmittel bezeichnet, die nach den jüdischen Speisegesetzen erlaubt sind. Ob etwas koscher ist, ergibt sich aus den Vorschriften der Halacha für die Zubereitung und den Genuss von Speisen und Getränken.

men sei und von ihren Deportationen nach dem Zweiten Weltkrieg gehört habe. In der Sowjetunion war das ein Tabu. Es wurde nicht darüber gesprochen.

LF vermisst Odessa, wie es heute ist, nicht. Sie sagt, es gäbe fast keine Jüdinnen*Juden mehr. Die Atmosphäre sei völlig anders. »*Es macht mich traurig, dass Odessa am Schwarzen Meer, die Stadt, in die ich mich zum ersten Mal verliebt habe, heute nicht mehr dieselbe ist wie früher.*«

AK ist Bauingenieur und lebt in Esslingen. Er studierte Bauingenieurwesen in Elektrostal.

AK wurde 1962 in Noginsk geboren und wuchs in Elektrostal auf, wo seine Schwester und seine Mutter noch heute leben. Beide Elternteile sind jüdisch. AKs Muttersprache ist Russisch, und seine Eltern sprachen untereinander Jiddisch, wenn sie nicht wollten, dass er sie verstand.

Im Jahr 2001 zog er als Kontingentflüchtling mit seiner Familie nach Deutschland – seiner Frau, zwei Kindern und der Mutter und Großmutter seiner Frau. Sie warteten fünf Jahre auf die Einreise. In einem Deutschkurs lernte er Russlanddeutsche kennen. »*Die russische Sprache bringt uns zusammen*«, aber AK erzählt auch, dass die Bedingungen für sie anders gewesen seien: »*Sie waren sofort deutsche Staatsbürger.*«

AK arbeitet seit 2006 als Ingenieur in Esslingen und erhielt erst 2016 die deutsche Staatsbürgerschaft. Er wählt die CDU, obwohl auch die FDP für ihn eine Option sei, und er denkt, dass alle anderen Parteien, einschließlich der CDU, sich nach links bewegen. AK sagt, dass die Politik in der Sowjetunion sehr antisemitisch gewesen sei.

»Die Leute wussten, dass es besser war, sich für bestimmte Stellen und Studienplätze nicht zu bewerben, weil inoffiziell klar war, dass Juden nicht angenommen werden würden. Ich wusste zum Beispiel, dass ich an einer Universität in Elektrostal angenommen worden wäre, aber in Moskau wäre das nicht möglich gewesen. Auch im alltäglichen Leben gab es viele Diskriminierungen. Man wurde in der Schule oder in der Armee gehänselt, weil man Jude war. Das Wort Jude war nicht neutral, sondern belastet. Es bedeutete ›gute sowjetische Juden‹ versus ›schlechte israelische Juden‹. Wenn man das Wort Jude in einem neutralen Sinne verwendete, war man ein Zionist und Nationalist.«¹⁷

AKs Eltern wurden in Belarus geboren und mussten 1941 fliehen, also im Jahr des Überfalls der Nationalsozialisten auf die Sowjetunion. Die Mutter floh mit ihrer Familie nach Kasachstan und der Vater mit seiner Familie nach Aserbaidschan. Nach dem Krieg trafen sie sich in Noginsk und ließen sich dann in Elektrostal nieder.

AK sagt, dass der Begriff Holocaust in der Sowjetunion nicht geläufig war. Er erklärt:

»Der Holocaust wurde geleugnet und nicht erwähnt. Wenn von Massennord die Rede war, dann nur vom Massennord an Sowjetbürgern. Es war

17 Der Zionismus ist eine Ideologie und eine nationalistische Bewegung, die sich für die Schaffung und Unterstützung einer Heimat für das jüdische Volk einsetzt, die in dem Gebiet liegt, das in etwa Israel entspricht, und zwar auf der Grundlage einer langen jüdischen Verbindung und Verbundenheit mit diesem Land. In der hebräischen Bibel wird eine israelitische Nationalität auch beschrieben: »Denn von der Spitze der Felsen sehe ich [Israel] (...). Siehe, das Volk wird allein wohnen und wird nicht zu den Völkern gerechnet werden«(23:9).

Die Pogrome in Russland von 1881 bis 1882 machten die Frage nach dem Fehlen eines Landes, in dem Jüdinnen*Juden selbstbestimmt und in Frieden leben konnten, dringlich. Der jüdische Nationalstaat Israel wurde aber erst 1948 in der Folge des Holocausts gegründet. Nach traditioneller und nationalistischer Auffassung wandert ein*e Jüdin*Jude nach Israel aus, wenn er oder sie eine alijah (hebräisch »Aufstieg«) aus der Diaspora nach Zion macht. Im heutigen Israel bildet die jüdische Mehrheit die Grundlage für die staatsbürgerliche und politische Gemeinsamkeit.

ein Krieg gegen den deutschen Faschismus. Das war das ganze Volk, unabhängig von der Nationalität.«

Er ist jedoch der Meinung, dass es mit Gorbatschow in den 1980er Jahren mehr Pressefreiheit gab. Sie erhielten Informationen, die vorher nicht zugänglich gewesen seien, viele Bücher wurden erlaubt, auch über den Holocaust. AK sagt, dass die Leute mehr darüber reden durften, aber dass in Deutschland viel mehr über den Holocaust gesprochen werde. »Hier ist er Teil des gesellschaftlichen Diskurses«, sagt AK und fährt fort:

»Ich bin nicht religiös. Für mich war das Jüdischsein in der Sowjetunion nur ein Eintrag in meinem Pass. Das heißt, die Eintragung im Pass als Evrej (Jude) unter dem Punkt »Nationalität«. Aber Jude zu sein, hat für mich jetzt auch eine historische Bedeutung. Wir feiern einige der Feiertage, der jüdische Kalender hängt bei uns im Zimmer, wir wissen darüber Bescheid.

Israel ist für mich wichtig, vor allem wegen der antisemitischen Propaganda in der Sowjetunion. Es gab immer Vergleiche mit Nazi-Deutschland und der Situation in Israel. Aber in Russland wurde in den 90er Jahren nichts Negatives über Israel berichtet. Nur in den antisemitischen Zeitungen natürlich ...«

AK war bereits als Tourist in Israel und hat dort Verwandte und Freunde. Aber er habe nicht vor, nach Israel auszuwandern. Ihm sei klar, dass er sich anpassen müsste, wenn er dort leben würde. Es habe ihn überrascht, wie die Menschen in Deutschland über Israel berichten. Israel werde nicht so unterstützt, wie er es sich vorgestellt habe. Er sagt, dass Israel von ganz normalen Zeitungen kritisiert werde. Weil ihm das Thema wichtig sei, schaue er sich oft Corey Gil-Shuster¹⁸ auf YouTube an, der Fragen an Palästinenser*innen und Jüdinnen*Juden stellt und laut AK keine Partei ergreift.

»Das einzige Narrativ der arabischen Seite, dem ich begegnet bin, ist, dass Israel nicht existieren sollte, dass das Land verschwinden muss und dass sie Israel auslöschen wollen. Israel hat keinen Platz für sie, und deshalb ist eine Lösung des Konflikts dort für mich schwer vorstellbar.«

18 Corey Gil-Shuster beschäftigt sich seit über 20 Jahren mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt. Nach dem Abschluss eines MA in Konfliktstudien an der Universität Ottawa startete Corey das Projekt Ask an Israeli/Ask a Palestinian auf YouTube. Er bittet zufällig ausgewählte Palästinenser*innen und Israelis, die Fragen der Zuschauer zu beantworten. Ziel des Projekts ist es, ein besseres Verständnis des Konflikts aus der Sicht der Menschen zu schaffen.

OB ist arbeitslos. Er studierte Politikwissenschaft in Kiew sowie Wirtschaft und Journalismus in Moskau. OB wurde 1962 in Kiew geboren. Sein Vater ist Jude und seine Mutter Russin. OB hat die ukrainische Staatsbürgerschaft.

Als Kind wurde er als Jude angesehen, weil in seinem Pass stand, dass sein Vater Jude ist. Ihm sei immer klar gewesen, dass er deshalb stets benachteiligt werden würde.

In Kiew arbeitete OB als Journalist, verlor aber 2008 seinen Job. Die meisten seiner jüdischen Freunde in Kiew waren bereits nach Amerika, Deutschland und Israel emigriert und er hielt es ebenfalls für eine gute Idee auszuwandern, da die wirtschaftliche Lage in der Ukraine sehr schlecht war.

OB beantragte mit seiner Frau und seiner Tochter die nötigen Papiere, um als Kontingentflüchtlinge einwandern zu können. Ihm wurde jedoch gesagt,

dass er erst ein wenig Deutsch lernen müsse, was viel Zeit in Anspruch nahm. Im Jahr 2011 zogen sie dann aber nach Bernau.

OB sagt jedoch, dass er nicht gut Deutsch spreche und deshalb keine Arbeit fände. Das Arbeitsamt bot ihm an, weitere Deutschkurse zu besuchen, was er auch tat, aber er sagt, er habe die Sprache immer noch nicht richtig gelernt.

OB sprach zu Hause Russisch und in der Schule Ukrainisch. Seine Großeltern sprachen untereinander Jiddisch.

In der Sowjetunion war die Ausübung von Religion nicht erlaubt, und OB sagt, sie hätten alle gelernt, Atheisten zu sein. Hier in Deutschland fühlt er sich der jüdischen Religion näher. Er pflege die jüdischen Feiertage. Aber die offizielle jüdische Gemeinde hat ihn nicht anerkannt, weil er keine jüdische Mutter habe. OB erzählt:

»Ich habe mich an die jüdische Gemeinde gewandt, als ich mich beim Arbeitsamt bewerben wollte. Ich bat um Hilfe beim Ausfüllen des Antragsformulars, aber sie wollten mir nicht helfen. Sie sagten, ich könne nicht Mitglied werden, weil nur mein Vater Jude ist und sie nur ihren Mitgliedern helfen. Ich sei kein richtiger Jude. Ich denke, das ist unfair ...«

OB kennt andere, die eine jüdische Mutter haben, und sie bekämen viel Unterstützung von der Gemeinde. Sein Freund in Halle erhielt über die Gemeinde kostenlos die Hilfe eines Anwalts und er konnte sich über die Gemeinde gegen Corona impfen lassen.

Als der Zweite Weltkrieg begann, wurde OBs Vater von Uman, wo er lebte, nach Omsk deportiert, gemeinsam mit vielen weiteren Menschen. Sie wurden in Viehwaggons transportiert. OB sagt, sein Vater habe gesehen, wie Bomben explodierten. Die Menschen versuchten zu fliehen und rannten auf die Bomben zu. Sie wurden in Stücke gerissen. Einer seiner Klassenkameraden war dort ... OBs Vater war zwei Jahre lang in Omsk und dann im Fernen Osten.

In der Sowjetunion habe man nicht viel über den Holocaust gehört, sagt OB.

»Das Wichtigste war, dass die Sowjetunion gewonnen hatte. Die Sowjetunion und das sowjetische Volk standen im Mittelpunkt. Während des Krieges wurde nicht über den Hunger in der Ukraine gesprochen. Dass sechs Millionen Menschen verhungert sind. Stalin wurde nicht kritisiert. Man sprach über die Industrialisierung, die Fabriken, die Infrastruktur, die Wirtschaft, all das, was Stalin erreicht hat. In der Ukraine sagte man, dass jeder vierte Soldat ein Ukrainer sei. In Russland spricht man nur über die Russen ... Die Ukraine war die Republik in der Sowjetunion, in der die meisten Menschen gestorben waren. Die Ukraine war mehr von den Deutschen besetzt als jede andere Sowjetrepublik. Die Russen sagen, sie hätten den Faschismus besiegt, aber wir haben ihn gemeinsam besiegt und viel verloren ...«

OB vermisst heute die Ukraine, seine Freunde und sein soziales Leben im Allgemeinen. Er habe in Bernau kein soziales Leben. Er findet, die Kommunikation zwischen den russischsprachigen Menschen sei schlecht. »Alle sind ängstlich, misstrauisch und zurückhaltend. Die russischsprachigen Menschen sind im Ausland anders. Sie suchen nicht den Kontakt zueinander.« OB hat einen

jüdischen Freund in Bernau, den er aus Kiew kennt, der aber früher nach Deutschland gekommen ist als er selbst. Ansonsten habe er nicht viel Kontakt zu Russinnen*Russen. »Die Leute bleiben unter sich, in ihrem Kreis, mit ihrer Familie. Ich habe alle meine Freunde in Kiew. Hier habe ich nur sehr wenige Freunde ...«

OB sagt, die Russlanddeutschen seien ungebildet und hätten eine andere Mentalität.

»Ich komme aus einer intelligenten Familie. Wir haben nichts gemeinsam. Sie unterstützen die Politik Putins, trinken Wodka, sprechen nur Russisch und wollen kein Deutsch lernen. Sie haben deutsche Wurzeln, aber benehmen sich wie Russen und sehen aus wie Russen, obwohl sie einen kasachischen Pass haben. Sie lieben Russland am meisten, mehr als Kasachstan und Deutschland. Sie sehen russisches Fernsehen. Sie sind russischer als Russen.«

OB möchte nach Israel gehen, weil er dort Verwandte hat, aber es ist ihm zu teuer. Er sagt: »Was den Konflikt angeht, bin ich für den Bau der Mauer. Die Palästinenser wollen nicht kooperieren und sind aggressiv. Es ist wichtig, dass die Grenze unter Kontrolle ist. Die Palästinenser sind sehr radikal und haben Waffen.«

Russlanddeutsche in Deutschland

Die russlanddeutsche Migration basiert auf der Idee, dass Russlanddeutsche einen koethnischen Status mit Deutschen haben und Deutschland sie daher aufnehmen sollte. Meine russlanddeutschen Interviewpartner*innen haben in der ehemaligen Sowjetunion und/oder ihren Nachfolgestaaten gelebt und sind gleichzeitig Teil von russischsprachigen Gemeinschaften in Deutschland. Zweifellos haben sie auf ihrem (Rück)Weg mehrdeutige und faszinierende Definitionen von Sprache und kulturelle/nationale und religiöse Zugehörigkeit entwickelt. Die Selbstwahrnehmung der Befragten im Kontext der Themen Zweiter Weltkrieg, Sowjetunion und neues Leben in Deutschland steht im Mittelpunkt der folgenden Interviews.

Interviews mit Russlanddeutschen in Deutschland

AD befindet sich im englischsprachigen Master-Studiengang »European Societies« an der FU Berlin. Sie wurde 1990 in Moskau geboren.

AD kam mit 26 Jahren nach Deutschland und musste umgehend Deutsch lernen, um die Staatsbürgerschaft zu erhalten. Ihr Großvater sprach Deutsch mit einem starken schwäbischen Dialekt, hat die Sprachkenntnisse aber nicht an sie weitergegeben. AD erzählt:

»Wir haben nicht laut darüber geredet, dass wir Deutsche sind. Aber es war nicht möglich, es ganz zu verbergen, und meine Mutter konnte deshalb nicht an der Universität studieren.«

Im Jahr 2014 befürchtete AD, dass sich die politische Situation zwischen Russland und der Ukraine und in Russland im Allgemeinen verschlechtern würde. Sie wusste nicht, dass es aufgrund ihres russlanddeutschen Hintergrunds eine Möglichkeit gab, nach Deutschland zu gehen. Sie suchte im Internet nach Auswanderungsmöglichkeiten und stieß zufällig auf diese Möglichkeit. Sie dachte, dass Russlanddeutsche keine Deutschen seien und kein Recht hätten, nach Deutschland auszuwandern.

Sie ist der Meinung, dass die Entscheidung, nach Deutschland zu gehen, sehr gut gewesen sei, weil sie sich hier sicher fühle. Zudem sei es in Russland gefährlich für sie, weil sie politisch aktiv und außerdem lesbisch sei. In Russland würden ADs politische Ansichten gegen Putins Politik und ihre sexuelle Orientierung nicht toleriert. Sie berichtet von Diskriminierungen und nennt ein Beispiel: *»Ich durfte eine Wohnung nicht mieten, weil der Besitzer herausgefunden hat, dass ich lesbisch bin.«*

AD hat wenig Kontakt zu deutschen Muttersprachler*innen. Sie studiert auf Englisch, ihre Frau ist Russin aus Moskau und die meisten ihrer Freund*innen sind russischsprachig. Sie hat in Dänemark geheiratet, weil der bürokratische Aufwand in Deutschland zu groß gewesen wäre und in Russland die gleichgeschlechtliche Ehe nicht erlaubt ist. Sie liest gerne Spiegel, Stern, Twitter, sieht die Tagesschau und hört Radio Eins.

In Moskau hatte AD einen guten jüdischen Freund. Sie sagt, dass 2010 plötzlich viele sagten, sie seien Jüdinnen*Juden, weil alle weg wollten, nach Deutschland oder nach Israel. AD denkt, dass sowohl die Russlanddeutschen als auch die sowjetischen Jüdinnen*Juden gelitten hätten und dass diese Erfahrung sie zusammenbringe.

Für sie war der Zweite Weltkrieg ein Krieg gegen alle, nicht nur gegen die Jüdinnen*Juden. Den Begriff Shoah oder Holocaust habe sie zum ersten Mal in Deutschland gehört. Sie ist der Meinung, dass hier nur die Jüdinnen*Juden als Opfer gezeichnet würden, es aber auch andere Opfer gab.

AD hat als Touristin in Israel sehr positive Erfahrungen gemacht. »*In dem Konflikt stehe ich auf der Seite der Juden*«, sagt AD und erzählt, dass die Palästinenser oft islamistisch orientiert seien. Sie ist nicht der Meinung, dass Jüdinnen*Juden und Palästinenser*innen sich Israel teilen sollten, sondern dass nur Jüdinnen*Juden dort leben sollten. »*Die Kulturen sind unterschiedlich und schwer zusammenzubringen*.«

Russlanddeutsch zu sein bedeutet für AD, eine gemeinsame Geschichte mit anderen zu haben.

ADs Großvater mütterlicherseits war während des Zweiten Weltkriegs als Zwangsarbeiter in Sibirien. Das war das Argument des Großvaters, warum sie sich nicht als Deutsche bezeichnen sollten, denn die Russen hätten den Unterschied zwischen Deutsch und Russlanddeutsch nicht gekannt. »*In Russland sind wir Deutsche und in Deutschland Russen*«, lehrte ADs Großvater sie. AD glaubt, dass er ihr verständlich machen wollte, dass sie überall als Ausländer betrachtet würden.

SP ist Antidiskriminierungstrainer und berät Menschen, die neu in Deutschland angekommen sind. Er lebt seit 2016 in Berlin und hat in Greifswald und Sheffield Jura studiert. Seit 2002 besitzt er die doppelte russische und deutsche Staatsbürgerschaft.

SP wurde 1985 in Matvev-Kurgan geboren und seine Muttersprache ist Russisch. Der Ort, an dem er geboren wurde, war eine deutsche Siedlung, zugleich lebten dort aber auch viele ethnische Russinnen*Russen und es gab zwischen beiden Gruppen viele Mischehen. SPs Familie stammt ursprünglich aus dem Wolgagebiet und wurde von dort während des Zweiten Weltkriegs nach Sibirien deportiert. SP erzählt: »*Mein Vater ist Russe. In Matvev-Kurgan war ich ein typischer Russe, vor allem wegen meines russischen Nachnamens, aber meine Mutter wurde nicht an der Universität angenommen, weil sie Russlanddeutsche war*.«

Solange SPs Urgroßmutter mütterlicherseits lebte, sprachen sie zu Hause Deutsch. Jedoch starb sie, als er drei Jahre alt war. Erst Ende der 1990er Jahre fand SP heraus, dass sein Großvater mütterlicherseits Deutsch sprechen konnte, denn es gab einige Russlanddeutsche, die nach Matvev-Kurgan zurückkehrten. Die Rückkehrer*innen trauten sich, auf der Straße Deutsch zu sprechen, und so fand SP heraus, dass auch sein Großvater Deutsch sprach. SP berichtet weiter:

»Das Essen zu Hause war deutsches Essen. Meine Urgroßmutter war evangelisch und für sie waren die kirchlichen Feiertage von großer Bedeutung. Als sie 1988 starb, wurde alles nicht mehr so genau genommen und nur noch im kleinen Kreis gefeiert. Meine Großmutter und meine Mutter hatten eine ständige verinnerlichte Angst vor Diskriminierung.«

SP wurde russisch-orthodox getauft, weil das so üblich war. Seine russische Großmutter väterlicherseits nahm die evangelischen Traditionen ernster.

Im Jahr 2002 floh SP mit seiner Mutter, seinem Vater und seinem zehnjährigen jüngeren Bruder nach Schleswig-Holstein.

Zur Flucht gezwungen waren sie, weil SPs Vater, ein Geschäftsmann, seit mehreren Jahren verschuldet war, und zwar keine Angst vor der Polizei, aber vor der Mafia hatte. In Russland mussten sie sich verstecken, sodass seine Eltern die Chance ergriffen, nach Deutschland zu gehen.

SP habe mit seiner Familie in Armut gelebt. Die Familie zog zu den Großeltern. SP erzählt:

»Mehl und Öl hatten wir fast immer, so dass wir uns Brote gebraten hatten. Komplette ohne Essen blieben wir nie. Aber oft mit leerem Kühlschrank. Wir lebten nicht auf der Straße, da wir in ein unbewohntes altes Haus einziehen durften. Dann in das nächste ... Und dann in das Haus von meiner Oma.

Wirtschaftliche Aspekte und die Gefahr waren die Gründe, warum wir geflohen sind. Ich war seither nicht mehr dort gewesen ... Weil wir so schnell fliehen mussten, konnte ich mich nicht verabschieden. Ich habe mich nie verabschiedet.«

Da SP ein politisch aktiver Mensch sei, könnte es für ihn gefährlich sein, nach Russland zu reisen. Aber er träume davon und sehne sich danach. Er möchte sich verabschieden. SP verdeutlicht:

»Die Angst, nach Russland zu fahren, liegt vor allem an der Unberechenbarkeit der russischen Behörden. Außerdem arbeitete ich am Zentrum liberale Moderne, sie wurden in Russland für ‚unerwünscht‘ erklärt. Auf Insta poste ich regimiekritische Sachen und nehme manchmal an Protesten vor der russischen Botschaft teil.«

SP sagt, dass das herrschende Narrativ in Russland laute, dass die Russen den Zweiten Weltkrieg gewonnen hätten: **»Das Sieger-Narrativ und nicht das Opfer-Narrativ war vorherrschend.«** Er ist der Meinung, dass die Beschäftigung mit dem Holocaust nicht so viel Raum einnehme wie in Deutschland. Er stellt jedoch fest, dass der Antislawismus in Deutschland einfach wegen des Antikommunismus zurückgegangen sei.

»Auf Seiten der DDR und der BRD war kein Platz, sich damit zu beschäftigen. Das sollte nicht angesprochen werden. Und der Antikommunismus hat nach dem Krieg während des Kalten Krieges den Antibolschewismus der Nazis abgelöst. Beide Strömungen griffen auf antislawistische Stereotype zurück.«

SP erzählt weiter, dass sein russischer Urgroßvater ein Partisan gewesen sei.

»Paradoxerweise war er der Bürgermeister eines deutschen Dorfes. Er wuchs auf einem deutschen Bauernhof auf und konnte deshalb Deutsch. Das bedeutet also, dass mein russischer Großvater Deutsch konnte ... Aber er wurde verraten und von deutschen Soldaten erschossen. In den 1990er Jahren wurde er von den Sowjets noch als Verräter betrachtet, aber dann wurden die Archive geöffnet und er wurde rehabilitiert. Es wurde klar, dass er nicht auf der Seite der Deutschen stand.«

SP mag Widersprüche und den Umgang mit Widersprüchen und Grauzonen. Die Gleichzeitigkeit solcher Umstände habe ihn geprägt:

»Ich wusste, dass mein russischer Großvater Deutsch konnte und deshalb Bürgermeister in dem deutschen Dorf war. Er wurde von den deutschen Soldaten erschossen, aber von der sowjetischen Seite als Verräter angesehen ... Die Widersprüche waren immer da. Ich bin mit dieser Geisteshaltung aufgewachsen.«

Als SP nach Deutschland kam, versuchte er, seine Herkunft zu verdrängen, weil er so deutsch wie möglich wirken wollte. Auf dem Gymnasium in Hamburg war die Hälfte der Klasse jüdisch. SP sagt, dass das damals keine Rolle gespielt habe und erzählt:

»Wir waren alle postsowjetisch und hatten ähnliche Erfahrungen mit Bildung, Schule und Spracherwerb. Wir kannten auch den Post-Sozialismus, was uns verband. Am meisten fühle ich mich mit den Post-Ost-Migranten verbunden. Auch wegen der Farbe ihrer Haut. Einerseits sind wir sichtbar, weil wir weiße Einwanderer sind, andererseits aus demselben Grund unsichtbar. Ich meine, die Russlanddeutschen werden immer sichtbar gemacht, wenn es um AfD, Kriminalität oder Armut geht. Also nur in Negativkontexten. In Migrantenkreisen fühle ich mich authentischer und entspannter. In Nicht-Migrantenkreisen fühle ich mich kleiner und minderwertiger, und ich denke, das liegt an den ersten Erfahrungen in Deutschland und der Unterdrückung meiner eigenen Identität. Ich wollte mich anpassen und dann wurde die deutsche Amtssprache hier von der Mehrheitsgesellschaft so krass durchgesetzt ... Hier sprechen wir nur Deutsch ...«

SP hat viele Menschen aus dem postsowjetischen Raum getroffen, die stark pro-israelisch eingestellt sind, aber damit setzte er sich nicht auseinander. SP findet die meisten Debatten in dieser Hinsicht sinnlos. **»Der Konflikt wird selten differenziert diskutiert. Ich würde das Infragestellen des Staates Israel als Antisemitismus bezeichnen. Dass Israel existieren sollte, ist meine Position, aber viel mehr kann ich nicht sagen.«**

SP spricht von internen Klassenunterschieden zwischen den Russinnen* Russen, die als Erwachsene hierherkamen, um zu studieren, und den Russlanddeutschen, die mit ihren Familien, meist aus Dörfern und meist ohne Bildung, ihr Herkunftsland verließen. **»Die russischsprachigen Juden haben hier in Deutschland auch Ausgrenzungserfahrungen gemacht und das bringt uns mit denen zusammen. Wir haben oft eine ähnliche Migrationserfahrung.«**

Der Zusammenbruch der Sowjetunion habe ihn sehr getroffen. Damals war er sechs Jahre alt. Seine Eltern blickten heute mit Nostalgie zurück.

»Es wurde einem bis ins Detail vorgeschrieben, was man zu tun hat. Für sie ist es schwer, mit dem Individualismus umzugehen und damit, dass man sich alles selbst ausdenken muss. Aber meine Kindheit, bevor das Geschäft meines Vaters in die Brüche ging, war sehr schön ...«

XR studiert im dritten Semester Soziale Arbeit und arbeitet nebenbei im sozialen Bereich: im Frauenhaus in der Notaufnahmestelle und im Jugend- und Bildungszentrum. Zugleich absolviert sie ein studentisches Praktikum bei einer kirchlichen Hilfsorganisation in der Migrationsberatung.

XR wurde 2001 in Ankum geboren. Sie lebt in Bersenbrück und hat die deutsche Staatsbürgerschaft, versucht aber auch, die russische Staatsbürgerschaft zu bekommen, vor allem, um nicht jedes Mal ein Visum beantragen zu müssen, wenn sie nach Russland reist.

Bis zum Alter von drei Jahren sprach sie nur Russisch. Sie sagt, dass es ihre Muttersprache sei, aber dass sie die Sprache nicht mehr sehr gut beherrsche. Ihre Eltern sprechen Russisch mit ihr und sie antwortet auf Deutsch. XR wohnt in einer Wohnung über ihrer Großmutter mütterlicherseits.

XR wurde protestantisch erzogen und getauft. Aus der evangelischen Freikirche, der sie zuletzt angehörte, ist sie ausgetreten. XR erzählt:

»Ich besuche Hauskreise. Dort treffen sich junge Leute aus verschiedenen Kirchen – den Mennoniten, Calvinisten, Freien Evangelisten und Baptisten. Religion ist mir wichtig, aber die Kirche, in der meine Eltern sind, ist nichts mehr für mich, weil mir die Regeln dort nicht gefallen haben. Sie sahen die Gesetze, aber nicht die Menschen dahinter. Es gab zu viele Eingriffe in die Privatsphäre. Zum Beispiel dürfen ein Mann und eine Frau nicht zusammenleben, wenn sie nicht verheiratet sind, und wenn das passiert, müssen sie die Gemeinde verlassen. Einer meiner Freunde wurde aus diesem Grund aus der Gemeinde ausgeschlossen.«

Die meisten von XRs Freund*innen haben denselben russlanddeutschen Hintergrund wie sie selbst. Sie kennt die meisten von ihnen aus der Kirche und der Schule. Ihren russlanddeutschen Freund*innen, aber auch anderen Menschen mit Migrationshintergrund fühlt sie sich eher verbunden. XR erzählt:

»Als ich anfang zu studieren, habe ich sofort in der Teilnehmerliste nach Namen gesucht, die anders klingen. Ich bin in Deutschland geboren und spreche gut Deutsch, und man sieht mir nicht an, dass ich Russlanddeutsche bin, aber ich fühle mich sicherer, wenn ich weiß, dass es andere gibt, die auch nicht von hier kommen. Das ist auch ein Anknüpfungspunkt, wo man gleich ein Gespräch anfangen kann.«

XR hat eine russischsprachige jüdische Bekannte. Sie besuchen gemeinsam eine jüdisch-messianische Gemeinde¹⁹ in Osnabrück, weil die Leute dort nett seien und das Essen gut schmecke, berichtet XR.

¹⁹ Als messianische Juden bezeichnen sich manche Menschen jüdischer Herkunft, die an Jesus als ihren Messias glauben, sich aber dennoch weiterhin mit fortführender Einhaltung jüdischer Bräuche als Jüdinnen* Juden verstehen. Die Bibel – dazu gehören für sie sowohl das Alte Testament (Tanach) als auch das Neue Testament – sie nennen es oftmals »Zweites Testament« – bildet die Grundlage ihres Glaubens.

Sie habe in Deutschland viel Segregation erlebt. Deshalb wähle sie gerne die Linke oder die SPD, weil die sich dagegen einsetzen. In der Schule zum Beispiel sei sie von ihren deutschen Mitschülern oft ausgelacht worden. »Russische Frauen sind nur Putzfrauen« und Ähnliches hätten sie zu ihr gesagt. XR erzählt, dass umgekehrt in der Realschule die Deutschen ausgegrenzt worden seien, weil dort ausländische Kinder in der Mehrheit waren. »*Wir haben nicht zusammengessen. Es gab immer zwei Gruppen: die Deutschen und die anderen ... Zwei Seiten, die nicht miteinander geredet haben.*«

XR würde gerne nach Israel reisen, aber sie hat Angst davor. Sie findet es seltsam, dass man einem Volk ein Land zuordnen müsse. Sie überlegt:

»Ich würde nie sagen, dass Deutschland den Deutschen gehört, ich meine, es gibt so viele Kulturen, die zusammenleben, und es funktioniert gut. Ich denke, wenn man sich an die Regeln des Landes hält, sollte man leben können, wo man will.«

XR erinnert sich, dass in ihrer Familie immer der russische Frauentag gefeiert und fast nur russisches Essen gegessen wurde. »*Eigentlich nie deutsches Essen*«, erzählt sie. XR dachte lange Zeit, dass sie in ihrer Familie einfach Russen seien. Erst später habe sie verstanden, dass sie Russlanddeutsche seien. »*Alle Traditionen sind russisch. Ich würde meine Eltern und Großeltern nicht als Deutsche bezeichnen. Wir sind so aufgewachsen wie sie in Russland.*« Ihre Mutter habe ihr immer gesagt, dass sie in Russland die Deutschen seien und in Deutschland die Russen.

XR's Urgroßvater mütterlicherseits sprach viel über den Zweiten Weltkrieg. »*Er war in Gefangenschaft und sagte immer, dass vielleicht die Zeit wiederkommen wird, in der man nichts zu essen hat.*« XR hat den Begriff Holocaust zu Hause nicht gehört, nur in der Schule. Sie berichtet:

»Meine Großmutter erzählte mir, dass sie vor Fremden kein Deutsch sprach und dass man sie Faschisten nannte. Das hatte mit dem Nationalstolz der Russen zu tun, weil sie dachten, sie seien die Besten und alle Deutschen seien Faschisten. Sie haben den Krieg gewonnen.«

VR, die Mutter von XR, ist Hausfrau und arbeitet ehrenamtlich in der Freien Evangelischen Gemeinde. Sie hat eine Ausbildung als Kauffrau.

VR wurde 1978 in Rodnaya Dolina geboren. Ihre Muttersprache ist Russisch. Sie hat die deutsche Staatsangehörigkeit.

Sie war 13 Jahre alt, als sie 1991 mit ihren Eltern nach Anklam zog. Die Eltern ihrer Großeltern mütterlicherseits hatten vor dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland gelebt, mussten aber in der Ukraine und dann in Sibirien Zwangsarbeit leisten. Die Großeltern von VR lernten sich in Sibirien kennen. Ihre Großeltern sprachen untereinander Deutsch, aber mit allen anderen Russisch. Die Großeltern bestimmten, wo und wann VR über ihre Herkunft schweigen sollte.

»In der Schule und unter Freunden sollte man schweigen ... Meine Großmutter erzählte mir auch, dass die Deutschen rücksichtsvoller waren und

Kinder und Frauen verschonten und sie essen ließen. Auf beiden Seiten ist viel passiert, aber in Russland erzählte man nur von den bösen Deutschen und den guten Russen. Aber meine Großmutter erzählte von russischen und deutschen Soldaten.«

»In Russland waren wir die deutschen Schweine«, sagt VR und fährt fort:

»Meine Großmutter brachte ein Kind zur Welt, das plötzlich starb. Sie vergrub es im Garten und eine Nachbarin wandte sich an die Behörden. Die Behörden kamen und veranlassten, dass das Kind ausgegraben wurde. Meine Großmutter musste mit dem toten Kind mit dem Zug nach Moskau reisen, um forensisch zu beweisen, dass sie es nicht getötet hatte, wie die Nachbarin behauptete. In den Pässen stand überall geschrieben, dass sie Deutsche waren. Die Menschen um uns herum hatten alle Vorurteile gegen Russlanddeutsche.«

Die Eltern und Großeltern von VR waren religiös und wollten keine kommunistischen Ansichten übernehmen. Die Familie musste ihre Religiosität jedoch geheim halten und pflegte ihre Traditionen nur zu Hause.

VR sagt, dass auf menschlicher Ebene in der Sowjetunion alle gleich waren: »Jude, Russe, Deutscher – alle spielten zusammen, feierten zusammen, heirateten einander.« Aber ihre Großmutter sagte, als ihr Onkel mit 22 Jahren eine Russin heiraten wollte: »Es gibt Zeiten, in denen es zur Trennung kommt.«

Die Großmutter war dagegen und verbot ihm, eine Russin zu heiraten, worauf ihr Onkel es unterließ. Die Großmutter erklärte: »Jedes Schwein muss bei seiner eigenen Krippe bleiben.«

VRs Mutter durfte auch keinen Russen heiraten, da ihre Großmutter ankündigte, dass die Zeit komme, in der sie nach Deutschland zurückkehren würden. »1991 war dann der Zeitpunkt, an dem wir mit drei Koffern hierher gefahren sind.«

In Deutschland wurde VR konfirmiert, weil es so üblich war. Sie glaubte an Gott. Und als sie im Alter von 20 Jahren einen sehr schweren Verkehrsunfall hatte, habe Gott ihr geholfen. Zehn Jahre später, nachdem sie verheiratet war und drei Kinder hatte, standen sie und ihr Mann vor der Scheidung und entschieden sich, Gott zu suchen. »Wir nahmen Jesus in unser Herz auf und vergaben uns gegenseitig – er gab uns die Kraft, dass unsere Familie heil blieb.« Heute sind sie Mitglieder einer Freien Evangelischen Gemeinde. Sie unternahmen eine organisierte Reise nach Israel und besuchten alle biblischen Stätten.

VR berichtet von vielen Diskriminierungen in Deutschland als junge Frau.

»In unserer Klasse waren drei Aussiedler und wir bekamen ständig Kaugummi in die Haare geklebt. Wir wurden immer wieder aufgefordert, nach Hause zu gehen, und obwohl wir nicht vom Staat lebten, sagten sie, wir würden vom Geld anderer leben.«

EB ist Rentner und hat eine Ausbildung als Ingenieur. Er wurde 1959 in Krasnojarka geboren (es gibt mehrere Dörfer in Sibirien mit diesem Namen,

hier: Oblast Omskaja, Rajon Scherbakulski). EB hat die deutsche Staatsbürgerschaft. Seine Muttersprache ist ein alter schwäbischer Dialekt. Seine Frau und ihre Familie sprechen Woliniendeutsch²⁰.

In Russland sprach EBs Familie nur Schwäbisch. Das Dorf war zu 80% russlanddeutsch. EB erzählt:

»Die Schule war sechs Tage die Woche geöffnet, von morgens bis abends, mit vier Mahlzeiten und organisierten Sportaktivitäten. Wir hatten es gut. Es war mehr Zusammenleben ... Hier in Deutschland muss man Mitglied in einem Verein sein. Bei uns war alles kostenlos. Aber meine Eltern hatten Schwierigkeiten als Russlanddeutsche.«

Im Alter von 17 Jahren wurde EBs Mutter zur sog. Arbeitsarmee²¹ eingezogen. Sie musste in Sibirien Bäume fällen, auch im Winter. »Sie hat sehr gelitten. Sie kam mit 25 Jahren zurück. Das hat sie ihr ganzes Leben lang sehr geprägt.«

EB sagt, dass sich das Leben in Russland mit der Perestroika verändert habe.

»Und in den 90er Jahren wurde alles wieder zerstört ... Neue Dinge wurden nicht gebaut. Die Menschen konnten nicht mehr gut leben. Die Arbeitgeber konnten keine Löhne mehr zahlen. Alles wurde privatisiert. Heute ist es in Russland besser und man ist stolz ... Das vermisse ich in Deutschland sehr. Ich finde, jeder sollte stolz auf sein Land sein. Deutschland ist nicht stolz auf sich selbst und man kann überhaupt nicht stolz sein, denn dann ist man ein Nazi. Wie sehr muss man sich für die Vergangenheit entschuldigen, für das, was vor 70, 80 Jahren passiert ist? Steinmeier muss sich immer dafür entschuldigen, dass er Deutscher ist ...«

Die beiden Brüder von EB lebten bereits drei Jahre in Deutschland, bevor EB und seine Familie dorthin zogen. Er kam 1996 mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern nach Nordhorn.

Die SPD ist EBs Partei. Er findet, dass die CDU ihre Versprechen nicht eingelöst habe. »Die Rente für die Russlanddeutschen: Sie bekommen nur 60% und die CDU hat versprochen, das zu ändern, aber nicht gemacht.«

Er erzählt, nach ihrer Ankunft in Deutschland hätten sie nicht in ihren Berufen arbeiten können, weil es damals keine Möglichkeiten gegeben habe, ihre erlernten Berufe anerkennen zu lassen. Heute sei das anders: Wenn Geflüchtete heute kämen, dürften sie alles machen, d.h. wenn sie einen akademischen Abschluss haben, müssten sie nicht putzen gehen. Die Russlanddeutschen dagegen hätten damals alles machen müssen. Obwohl seine Schwester einen Universitätsabschluss habe und gelernte Bibliothekarin sei, musste sie, gemeinsam mit Ingenieuren, wie viele andere auch in einem Sägewerk arbeiten.

»Damals waren die Leute froh, einen Job zu haben ... Heute ist das anders und alles ist einfacher. In Russland hatten wir Arbeit, es war nicht schlecht. Ich war Ingenieur und meine Frau Krankenschwester. Meine Frau hat ein ganzes Jahr gebraucht, um ihren Abschluss anerkennen zu lassen. Ich habe einfach irgendwo gearbeitet, um Geld zu verdienen; in einem Lagerhaus, in Möbelgeschäften usw., immer beschäftigt.«

²⁰ Woliniendeutsche waren deutsche Auswanderer und ihre Nachkommen, die sich vor allem im 19. Jahrhundert in Wolhynien (Westukraine) angesiedelt hatten und dort bis zum Zweiten Weltkrieg blieben. Die Sprache der Woliniendeutschen war anfangs jeweils durch ihre Herkunft geprägt entweder niederdeutsch oder hoch-/mitteldeutsch (Schlesisch, Pfälzisch u. a.) gefärbt; später verloren die Mundarten an Bedeutung und ein »Kolonistendeutsch«, ein mit polnischen, ukrainischen und russischen Lehnwörtern angereichertes Hochdeutsch, entstand.

²¹ Die Arbeitsarmee war eine militarisiertere Form der Zwangsarbeit in Sowjetrußland Anfang der 1920er Jahre (1. Periode) sowie von 1942 bis 1946 (2. Periode) in der Sowjetunion. Betroffen waren in der 2. Periode vor allem Russlanddeutsche, aber auch andere nationale Minderheiten in der Sowjetunion, die vor allem aus den Ländern stammten, die gegen die Sowjetunion kämpften. Mit dem Einsatz von »Arbeitsarmisten« sollten die negativen wirtschaftlichen Auswirkungen des Kriegskommunismus behoben werden, indem eine große Masse von mobilisierten Soldaten unter militärischem Kommando der Wirtschaft als unbezahlte Arbeitskräfte zugeführt wurden.

EB geht jeden Sonntag mit seiner Frau in die Baptistenkirche. Er ist jedoch nicht religiös, sondern geht dorthin, um Freunde zu treffen. Er ist auch kein Mitglied der Kirche. Seine Frau hingegen ist Mitglied und gläubig. In Russland war er auf der kommunistischen Seite, sagt er. Aber seine Eltern in Russland waren religiös und versammelten sich jeden Sonntag heimlich zu Gottesdiensten.

Im Jahr 2009 waren er und seine Frau auf einer organisierten elftägigen Reise mit einem Pastor in Israel. Die Reisegruppe kam aus ganz Deutschland, aus verschiedenen Kirchen.

EB sieht sich gerne Talkshows im Fernsehen an und liest Nachrichten auf Russisch und auf Deutsch. Er möchte wissen, was in Deutschland und in Russland vor sich geht, um sich eine bessere Meinung bilden und vergleichen zu können.

Er kennt keine russischsprachigen Jüdinnen*Juden, sieht aber viele Jüdinnen*Juden im russischen Fernsehen: »Die Schauspieler sind alle Juden.«

IK ist eine Rentnerin. Sie hat eine Ausbildung als Buchhalterin. IK wurde 1959 in Koksytube geboren. Sie hat nur die deutsche Staatsbürgerschaft, da eine doppelte Staatsbürgerschaft in Kasachstan nicht erlaubt ist.

IK hatte sehr gute Schulnoten, wurde aber nicht an der Universität in Almaty zugelassen, weil sie in ihrem Pass als Deutsche markiert war. Ihr Vater bezahlte ihr eine Buchhaltungsschule und nach einem halben Jahr erhielt sie ein Zertifikat. Sie arbeitete als Buchhalterin in Issyk. Im Jahr 1993, im Alter von 33 Jahren, kam IK mit ihrem Mann und ihren vier Kindern nach Hamburg. Sie erzählt:

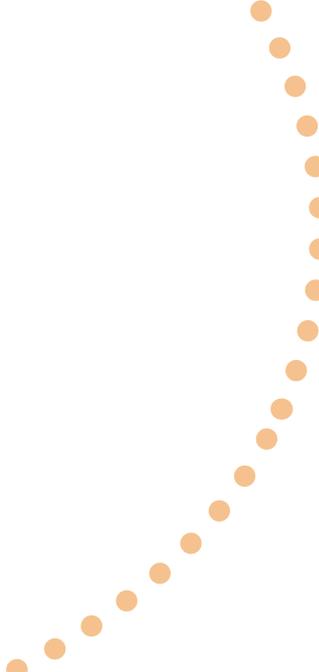
»Deutsch ist meine Muttersprache. Russisch habe ich erst in der Schule gelernt. Wir durften kein Deutsch sprechen. Wir konnten es nur in der Familie sprechen. Wir waren heimlich getaufte Protestanten, weil die Religionsausübung verboten war. Ich war bei den Pionieren, dem Komsomol²² und habe an allem teilgenommen ... Aber als wir 1993 hierherkamen, haben sie geprüft, ob wir einen authentischen bayerischen Dialekt hatten, um als Spätaussiedler anerkannt zu werden, und den hatte ich ...«

In Koksytube habe es 15 Nationalitäten in der Klasse gegeben, berichtet IK, Türken, Usbeken, Russen, Kasachen, Ukrainer usw. »Es war wie hier, aber alle haben Russisch gelernt, hier lernen alle Deutsch.« IK berichtet, in der Schule seien alle gleich gewesen, das sei Teil der Erziehung gewesen. Sie erfuhr aber auch Diskriminierung: »Wir Deutschen waren zum Beispiel Faschisten. Wir mussten ständig mit Russen und anderen kämpfen.«

IK sagt, dass der Zweite Weltkrieg in der Schule immer ein Thema war. Sie erinnert sich:

»Nie sprach man über die Erfahrung der Russlanddeutschen und wie schlecht sie behandelt worden sind. Das waren nicht nur die Juden ... Nur in der Familie haben wir darüber gesprochen, was mit den Eltern passiert ist.«

²² Komsomol (komsomól) ist eine Abkürzung von коммунистический союз молодежи/ (Kommunistischer Bund der Jugend) und war die Jugendorganisation der kommunistischen Partei der Sowjetunion. Diese sowjetische Massenorganisation wurde von Lenin am 29. Oktober 1918 gegründet. Ziel der Organisation war die Erziehung der Jugend nach den Idealen des Kommunismus.



Als IK sechs Jahre alt war, wurde ihre Mutter in die sog. Arbeitsarmee eingezogen. Sie berichtet, dass sie furchtbar fro. Die Schwester ihrer Mutter konnte später nicht schwanger werden, da sich ihre Gebärmutter aufgrund der Kälte in der Zwangsarbeit nicht richtig entwickelt habe. Später wurde bei ihr Schizophrenie diagnostiziert und sie verbrachte jedes Jahr zwei bis vier Monate im Krankenhaus.

IKs Eltern reisten bereits 1989 nach Deutschland aus. IK sagt, dass ihre Eltern gerne nach Deutschland gegangen seien: im Warmen zu sein, mit gutem Essen und einer Rente. IKs Mutter sei Analphabetin. Sie habe immer arbeiten müssen und keinen Beruf erlernt.

IK blieb mit ihrem Ehemann in Kasachstan, weil er Russe sei und seine Mutter wollte, dass sie blieben.

»Aber dann änderte sie langsam ihre Meinung, weil es mich überforderte, arbeiten zu gehen und gleichzeitig Kasachisch zu lernen. Die ganze Woche arbeiten und dann am Samstag Kasachisch lernen. Da habe ich zu meinem Mann gesagt, ich würde lieber nach Deutschland gehen und besser Deutsch lernen als dieses Kasachisch.«

Jedoch war es schwierig für IK, sich in Hamburg zu Hause zu fühlen. Sie konnte in ihrem Beruf nicht arbeiten. »Ich war immer irgendwo am Putzen.« Erst als das jüngste Kind älter war, eignete sie sich ein halbes Jahr lang PC-Kenntnisse an und mit ihrem Buchhaltungsdiplom wurde sie als Bürokauffrau anerkannt. In Issyk hatte sie keine Computer benutzt, sondern mit der Hand geschrieben. Die letzten Jahre vor ihrer Pensionierung arbeitete IK im Büro eines ambulanten Pflegedienstes.

In den ersten Jahren in Deutschland stimmte IK für die CDU. Sie sagt:

»Kohl hat es uns Russlanddeutschen ermöglicht, hierher zu kommen. Aber später war ich enttäuscht. Ich bin wütend, dass wir so viele Prüfungen ablegen mussten. Sogar unsere Führerscheine wurden nicht anerkannt. Aber die Neuankömmlinge aus dem Irak und dem Iran müssen nichts tun. Sie bekommen alles auf den Teller. Und sie kommen mit ihren kulturellen Gewohnheiten und die Straßen werden schmutzig ... Überall stehen sie und betteln, gib mir dies und das.«

Alle Kinder IKs sind in Hamburg getauft worden. Ihre beiden Töchter wurden zudem in der evangelischen Michaelis-Kirche konfirmiert. IK ist gläubig und geht sonntags in die Kirche. Sie erzählt:

»Wir sind mit unserem Essen und unseren Gewohnheiten hierhergekommen: Bohnensuppe, Teigtaschen mit Sauerkraut, Strudel, und wir essen es weiter. Wir kochen auch viele kasachische Gerichte, wie Plov. Das ist Reis mit Karotten und Fleisch. ... Mein russischer Mann färbt noch heute Eier für die russisch-orthodoxen Feiertage. Er färbt auch Eier für das deutsche Osterfest. Und wir feiern hier das deutsche Weihnachten.«

IK hatte eine jüdische Kollegin. Sie dachte immer, die Jüdinnen*Juden seien kluge Leute. »Geh lieber zu den Juden als zu den Kasachen«, habe ihr Vater zu ihr gesagt.

Russinnen* Russen in Deutschland

Seit dem Jahr 2000 ist das deutsche Staatsangehörigkeitsrecht nach dem Grundsatz des *jus soli* (Recht des Bodens) umgestaltet worden. Das heißt, dass alle Personen, die sich dauerhaft in Deutschland aufhalten, unabhängig davon, ob sie als »Blutsverwandte« gelten oder nicht, nun als Deutsche eingestuft werden und Anspruch auf die Staatsbürgerschaft und einen Reisepass haben (was vorher nicht der Fall war). Die Russlanddeutschen und die russischsprachigen Jüdinnen*Juden erhielten jedoch das Recht auf Einreise auf der Grundlage des *jus sanguinis* (Recht des Blutes). Daher hatten diese Gruppen nach der Einwanderung keine Probleme, ein Visum zu erhalten. Die folgenden Interviews mit ethnischen Russinnen* Russen zeigen dagegen, wie sehr diese um ihren Verbleib in Deutschland gekämpft haben oder noch kämpfen.

Interviews mit Russinnen* Russen in Deutschland

FF arbeitet als Anwaltsassistent in einer Anwaltskanzlei in Berlin. Xier²³ hat Schauspiel und Jura in Jekaterinburg studiert.

FF wurde 1998 in Russland geboren, im Dorf Bezdny am Schwarzen Meer. Im August 2019 kam xier nach Berlin und lebt seitdem in Marzahn. FF hat ein Touristenvisum beantragt und berichtet: »*Ich habe einfach einen Antrag gestellt und die Gebühr bezahlt. Es war ganz unkompliziert.*« Xier würde gerne als Anwalt arbeiten, aber FFs Jura-Abschluss wird in Deutschland nicht anerkannt. Xier interessiert sich besonders für Frauenrechte und Frauengesundheit.

FFs Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, hat politische Gründe – die Situation für LGBT-Personen in Russland erschien zunehmend lebensbedrohlich. Xier berichtet, von einer tschetschenischen Gruppe gejagt und verprügelt worden zu sein: »*Die Polizei hat nichts gemacht, sie wollte sich einfach nicht einmischen.*«

FF hat einen gemeinnützigen Verein in Marzahn gegründet, der sich für Transpersonen einsetzt. Für deren Rechte engagiert xier sich zudem mit Beiträgen auf Instagram und Facebook auf Russisch. Xier besitzt Deutschkenntnisse, hat aber Scheu, die Sprache aktiv anzuwenden. FF berichtet:

»Ich fühle mich hier wohl, aber natürlich gibt es auch Schattenseiten. Mit dem Flüchtlingsstatus, den ich hier habe, gehen viele Begrenzungen einher und dadurch fühle ich mich in meinem Leben und meinen Rechten stark eingeschränkt. Ich habe Probleme, eine Wohnung zu bekommen, Pakete bei der Post abzugeben, einen Job zu finden usw. Aber ich betone auch, dass es hier besser ist als in Russland, und das bedeutet, dass ich mit den Einschränkungen leben kann. In Russland mangelt es an jeglicher Toleranz. Die Menschen bekommen sogar Angst, wenn sie Frauen im Hidschab sehen. Muslime sind für sie Terroristen. Anders als in Russland hat man hier das Gefühl, dass man wenigstens Gehör findet, wenn man gegen etwas protestiert.«

²³ FF ist eine nonbinäre Person, deswegen wird im Folgenden xier als ein Personalpronomen ohne Geschlecht verwendet.

24 Die Kiewer Rus (862–1242) war eine mittelalterliche politische Föderation, der erste ostslawische Staat, der das heutige Belarus, die Ukraine und einem Teil Russlands umfasste. Die russische und die ukrainische Geschichtsschreibung interpretieren diese Konföderation unterschiedlich, und so befinden sich Russland und die Ukraine heute in einem »Erinnerungskrieg«, der der aktuellen russischen Invasion vorausgeht und in dem die Kiewer Rus eine zentrale Rolle spielt. Zeitgenössische ukrainische Nationalideologen haben die Geschichte der Ukraine von der russischen Geschichte getrennt und lassen sie mit der mittelalterlichen Kiewer Rus beginnen. Sie argumentieren, die Kiewer Rus sei ein rein ukrainischer Staat gewesen. Ihrer Ansicht nach endet die Geschichte der Ukraine – und ihr Kampf gegen Russland – mit der Gründung eines unabhängigen ukrainischen Staates im Jahr 1991 nach der Auflösung der Sowjetunion. Im Gegensatz dazu wird der Ukraine in der russischen und sowjetischen imperialen Erzählung keine eigenständige Geschichte und kein eigenständiges Gedächtnis zugeschrieben, sondern sie wird in die national-imperiale Erzählung der russischen Geschichte einbezogen. Diese beginnt mit der Kiewer Rus und umfasst auch die Revolution von 1917 und den Sieg über die Nationalsozialisten im »Großen Vaterländischen Krieg«, wie der Zweite Weltkrieg in der Sowjetunion genannt wurde.

FFs Elternhaus ist russisch-orthodox. Heute ist xier Atheist und sieht in der Religion ein Mittel, Menschen zu kontrollieren. FF erzählt, die Kirche in Russland halte Homosexualität für eine Sünde, ebenso die gleichgeschlechtliche Ehe. »Die russisch-orthodoxe Kirche richtet sich gegen mich als Mensch.«

FF erinnert sich an Gedenkfeiern zum Zweiten Weltkrieg in Russland. Der 9. Mai sei ein Feiertag, der in Russland besonders hochgehalten werde:

»Der 9. Mai ist eines der zentralen Elemente des Patriotismus in Russland. Er ist das Fundament für dieses ganze Denken ... Wenn wir uns die derzeitige Situation in der Ukraine ansehen, so ist in Russland alles auf dieses Selbstbild ausgerichtet: dass wir eine starke Nation sind, dass wir den Faschismus in der Ukraine besiegt haben, dass es sich um reinen Faschismus handelt und dass wir die Ukraine verteidigen werden ... Sie sagen in Russland, wir sollten stolz sein, dass Millionen von Menschen gestorben sind. Wir sind die Sieger, wir sollten gepriesen werden, wir sind so stark und mächtig!«

FF erzählt, keinen näheren Kontakt zu Jüdinnen*Juden zu haben respektive eine Beziehung oder Meinung zu Israel. FFs Familie habe nicht am Zweiten Weltkrieg teilgenommen, zumindest nach Aussage von Verwandten, die noch leben und darüber sprechen können. Xier weiß nur, dass einer der Urgroßväter im Krieg gekämpft hat. Xier hatte jedoch keine Gelegenheit, Näheres dazu zu erfragen.

FF habe vom Zweiten Weltkrieg in der Schule erfahren.

»Wir haben die Zeit behandelt, aber in Russland wird nicht darüber gesprochen, dass jüdische Menschen absichtlich getötet wurden. Es wird nur gesagt, dass es eine schwierige Zeit war mit Hunger, Armut und Zerstörung. Man spricht nicht von Diskriminierung oder Benachteiligung einzelner Gruppen.«

In Bezug auf die Situation in der Ukraine glaubt FF, dass es Putins Ziel sei, Gebiete der Ukraine an die »Kiewer Rus« zurückzugeben.²⁴

»Putin will nicht, dass die Ukraine unabhängig ist. Alles, was Putin will, ist Kontrolle. Und ich begrüße die Sanktionen, die Westeuropa gegen Russland verhängt hat, sehr sogar. Was jetzt in Europa passiert, das ist in Wirklichkeit der dritte Weltkrieg.«

FFs Eltern haben Putin gewählt und xier erklärte ihnen, dass sie jetzt aufgrund des Krieges von allem abgeschnitten würden. Der Finanzmarkt werde zusammenbrechen und sie werden »völlig am Boden zerstört sein«. FF sagte ihnen: »Ihr habt diesen Mann gewählt, der das tut, was er jetzt tut, und ihr benehmt euch, als ob ihr nichts dagegen tun könntet, nur weil ihr Angst um eure Arbeitsplätze habt.« FF erzählt weiter:

»Das macht mich so krank, dass ich in einem Land geboren und aufgewachsen bin, dass jetzt ein Aggressor ist. Wenn ich die deutsche Staatsbürgerschaft bekäme, würde ich meine russische Staatsbürgerschaft sofort aufgeben. Ich komme aus Russland und habe das Gefühl, dass dieses Land

alles dafür getan hat, dass ich es hasse. Es macht mich krank, das zu sagen, aber ich sage es trotzdem: »Ich bin nicht aus Russland«, weil ich mich dafür schäme, wer ich bin.«

AB arbeitet als Sozialpädagogin. Ihre Ausbildung zur Englisch- und Deutschlehrerin in Russland wurde in Deutschland nicht anerkannt. Sie hat infolgedessen Soziale Arbeit studiert.

AB wurde 1986 im damals noch sowjetischen Lukashyna geboren, einem Dorf 40 km von Minsk, Belarus, entfernt. 2010 ging sie als Au-pair nach München. Seit 2020 hat sie ausschließlich die deutsche Staatsangehörigkeit. AB erzählt:

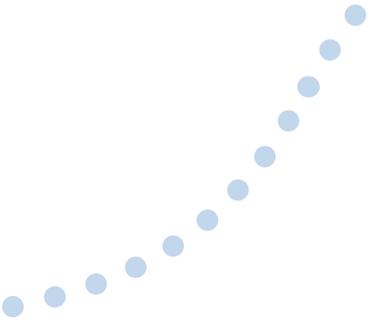
»Die ersten sechs, sieben Jahre in Deutschland waren ziemlich hart, weil alles so paradox war. Keine Arbeit ohne Visum, kein Visum ohne Arbeit usw. Nach dem Studium durfte ich nur im sozialen Bereich arbeiten, und auch nur in Vollzeit. Aber da war ich bereits Mutter. Mit einem kleinen Baby musste ich also Vollzeit arbeiten gehen. Mein Mann ist auch kein Deutscher, er kommt aus Ägypten, und er hat damals im Ausland gearbeitet. Offiziell galt ich nicht als alleinerziehend, aber faktisch war ich es, und ich arbeitete Vollzeit. Das war zu viel, aber ich wusste, dass ich nur so eine Arbeits-erlaubnis erhalten und behalten würde.«

AB wollte nach Deutschland, weil sie mit ihrer beruflichen Situation in Belarus unzufrieden war. Dadurch, dass ihr Studium vom Staat finanziert wurde, war sie für zwei Jahre verpflichtet überall dort zu arbeiten, wohin man sie schickte. AB wurde in eine Schule an der Grenze zu Litauen versetzt, in ein kleines Dorf, in dem sie niemanden kannte. Sie wusste, wenn sie die Arbeit nicht annahm, müsste sie das Geld für ihr Studium, ca. 8000 Dollar, zurückzahlen, und ihre Familie konnte diese Summe nicht aufbringen.

AB wuchs in einer katholischen Familie auf, denn ihre Großeltern mütterlicherseits kamen aus Polen. Ihre Mutter sprach manchmal mit ihr auf Polnisch, aber AB antwortete immer auf Russisch. Alle Gebete, die zu Hause gesprochen wurden, waren auf Polnisch. Das Dorf, in dem AB aufwuchs, war zu 80% katholisch. AB sagt: *»Ich bin Belarussin. Wir haben unsere eigene Kultur, die nicht identisch ist mit der russischen. So wie sich auch Österreich und Deutschland unterscheiden.«* Sie fährt fort:

»Während meiner Kindheit und Jugend hat die jüngere Generation immer nur Russisch gesprochen, in der Schule und an der Universität. Es war auch irgendwie immer prestigeträchtiger, Russisch zu sprechen. Deshalb würde ich sagen, dass meine Muttersprache eher Russisch als Belarussisch ist. Das Ganze ändert sich aber gerade und die Leute sprechen nun aus Protest eher Belarussisch.«

AB wollte schon immer aus religiöser Motivation nach Israel. Sie hatte bereits eine Reise geplant, die jedoch aufgrund der Pandemie nicht zustande kam. Als sie nach Deutschland kam, freundete sie sich mit zwei russischsprechenden



den Jüdinnen an. Beide kamen ebenso aus Belarus, aber sie hat den Kontakt zu ihnen verloren. »Die Juden sind irgendwie einfach so ... Sie bleiben sehr unter sich. Meine Freundinnen haben immer was organisiert, sind zusammen nach Israel geflogen oder so.«

AB berichtet von den Erfahrungen ihrer Familie im Zweiten Weltkrieg:

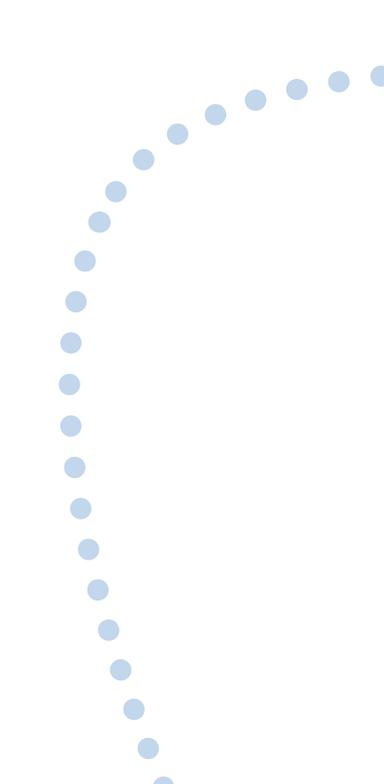
»Im Zweiten Weltkrieg verlor meine Mutter ihren Vater. Er hatte einen Herzinfarkt. Meine Großmutter hat mir immer erzählt, dass sie im Krieg kaum etwas zu essen hatten, sie hatten keine Schuhe und solche Sachen. Sie erzählte mir auch, dass die Kinder immer froh waren, wenn die Deutschen ins Dorf kamen, weil sie dann Süßigkeiten bekamen. Ich habe Kriegsfilme im Fernsehen gesehen, und ja, natürlich waren die Deutschen die Bösen und die Russen die Guten.«

AB hat in ihrem Elternhaus nichts über den Holocaust erfahren und denkt, dass es daran liege, dass ihre Familie nicht jüdisch ist und sie keine jüdischen Freunde hatten. Sie findet, dass in Deutschland keiner über den Holocaust laut spreche. Bei ihren vielen deutschen Kollegen habe sie immer das Gefühl, wenn man in irgendeinem Kontext etwas über den Holocaust höre, ist ihnen das sehr unangenehm und sie wollten nicht darüber reden.

»Wir Russen sind anders. Wir neigen dazu – sagen wir mal so –, die Sachen ein bisschen härter zu formulieren und wenn uns etwas nicht gefällt, dann bringen wir es einfach auf den Tisch. Aber hier in Deutschland herrscht eine ganz andere Kultur. Wenn etwas nicht passt, wird es nicht angesprochen oder nur angedeutet ...«

AB ist entsetzt darüber, dass Putin die Ukraine angegriffen hat. Sie erzählt:

»Meine beste Freundin kommt aus der Ukraine, und was sie mir erzählt, ist eine einzige Horrorstory. Gleichzeitig habe ich heute gelesen, dass offenbar allen russischen Studenten das Visum für ein Auslandsstudium entzogen wird. Das verstehe ich nicht. Ich habe ja auch hier studiert und in meinem Heimatland auch einen Idioten an der Macht. Lukaschenko ist nicht besser als Putin. Aber ich finde nicht, dass die gesamte Bevölkerung dafür bestraft werden sollte.«



KD betreut als Heilerziehungspflegerin Kinder mit Behinderung. Sie hat in Russland Tourismus und in Deutschland Wirtschaftswissenschaft studiert. Zudem hat sie in Deutschland eine Ausbildung als Erzieherin absolviert. **KD** ist 1985 in Samara in der ehemaligen Sowjetunion, heute Russland, geboren. Sie hat seit 2016 die deutsche Staatsbürgerschaft.

KD verlor 2008 ihren Job in Samara und entschied sich daraufhin, ins Ausland zu gehen. Sie hatte Deutsch in der Schule gelernt, weswegen ihre Wahl auf Deutschland fiel. 2009 kam sie als Au-pair nach Deutschland. Während eines Freiwilligen Sozialen Jahres in einem Altenheim lernte sie ihren Mann kennen. **KD**s Ehemann ist Deutscher. Sie leben mit ihren zwei Kindern in Sandkrug bei Oldenburg.

KD erinnert sich an ihren Urgroßvater mütterlicherseits, der nach nur zwei Tagen im Krieg im Alter von 43 Jahren getötet wurde. Als fähiger Ingenieur, jedoch fast erblindet, wurde er nach Smolensk geschickt, um Bomben zu entschärfen.

Als Kind hat KD sowjetische Kriegsfilme geschaut. Immer war vom Sieg der Sowjetunion die Rede. Dass unzählige Menschen getötet oder Jüdinnen* Juden diskriminiert wurden, das wurde und werde nicht thematisiert. Viele Russinnen*Russen, darunter gute Freunde, glaubten, Juden würden heutzutage die Welt regieren.

»Die Sowjetunion sollte im Krieg bestraft werden, weil sie kommunistisch war. Alle Slawen sollten deswegen sterben. Hier in Deutschland konzentriert man sich aber immer nur darauf, dass sechs Millionen Juden gestorben sind. Klar, sie wurden gezielt getötet, aber die Sowjetunion hat auch 30 Millionen Slawen verloren ... Das wird hier nicht erwähnt.«

KD erklärt weiter, dass Juden ermordet worden seien, da sie Kapitalisten waren, und dass die Slawen gehasst wurden, weil sie Kommunisten gewesen seien.

Sie liest gerne russische Nachrichten auf »Mash«²⁵ und empfindet deren Berichterstattung als neutral und zugleich prorussisch, was KD befürwortet. Zu Putins Aussagen über eine »Entnazifizierung« der Ukraine kommentiert sie:

»Wie kann man ein Land entnazifizieren? Die Aussage ist zu allgemein! 1945 wurde Deutschland entnazifiziert, weil die Nazis weg waren ... Aber nicht wirklich. Zum Beispiel der Opa meines Mannes war Nazi und hat in Russland gekämpft und russische Soldaten getötet. Hat er seine Ideen sofort am 9. Mai geändert und meint, er sei jetzt nicht mehr ein Nazi? Das kann ich nicht glauben. 95 % der Ukrainer haben keine Probleme mit Russen und mit Russischsprechenden und wenn 5 % Idioten sind, bzw. nazistisch eingestellt sind, sollten nicht nur diese 5 % zählen.«

KD hat oft Kontakt zu Russinnen*Russen, die aus Russland emigriert sind, aber sie hat Probleme mit Russlanddeutschen, weil sie findet, dass diese Russland idealisieren. »Die Russen würden alles richtig machen. Es sei ein perfektes Land, es sei super – das finde ich aber überhaupt nicht. Ich mag Russland, aber ich hasse den russischen Staat.«

Auf die Frage, ob sie in Deutschland diskriminiert worden sei, sagt KD:

»Es gab einen russischen Schriftsteller, der sagte, es ist kein Problem, wenn ich für einen russischen Rubel 50 Cent im Ausland bekomme. Ich finde es aber problematisch, wenn ich für einen russischen Rubel ins Gesicht gespuckt werde und genau so sehe ich das auch im Zusammenhang mit dem Krieg.«

EN lebt in Berlin-Wedding und leistet ehrenamtlich humanitäre Hilfe für die Ukraine. Sie wurde 1991 in Moskau geboren und besitzt die russische Staatsbürgerschaft.

EN kam 2008 nach Deutschland. Sie lernte Deutsch bereits in der Schule in Moskau und erhielt ein Jahresstipendium des Goethe-Instituts, um in Bonn das Abitur zu machen. Danach studierte sie Medien- und Kulturwissen-

²⁵ »Mash« ist ein Medienprojekt, das von ehemaligen Mitarbeitern des Fernsehsenders LifeNews gegründet wurde, der für die Verbreitung von Fake News und Verstöße gegen die journalistische Ethik berüchtigt ist.



schaften in Düsseldorf und transdisziplinäre Gestaltung in Essen. Um ein Visum zu bekommen, brauchte sie im Anschluss einen Job in ihrem Studienbereich. Sie arbeitete in einem Film- und Kunstprojekt als Produktionsassistentin, später als Casting-Koordinatorin und dann als freie Mitarbeiterin bei YouTube-Produktionen in russischer Sprache. Aufgrund der Pandemie war dies nicht mehr möglich.

EN ist russisch-orthodox aufgewachsen, ihre Eltern aber waren nicht religiös. »*Wir haben eigentlich immer nur das Neue Jahr am 31. Dezember gefeiert.*«

Einige von ENs Lehrer*innen in der Schule waren jüdisch, das stellte jedoch nie ein Problem dar. Ihr selbst war es gleichgültig, ob jemand jüdisch war oder nicht. »*Alle hatten die russische Staatsbürgerschaft und es gab keinen Unterschied.*« EN fährt fort:

»Ich weiß, dass slawisch aussehende Menschen für Wohnungen und Arbeitsplätze bevorzugt werden. Ich persönlich habe aber noch nie Diskriminierung erlebt oder beobachtet, außer in den Medien, die in diskriminierender Weise berichten können. Ich habe auch gehört, dass nicht-slawisch aussehende Menschen von der Polizei auf der Straße angehalten und nach Dokumenten gefragt werden.

In Deutschland habe ich ebenfalls keine Diskriminierung erlebt. Naja, zumindest nicht direkt. Ich hatte ein paar Mal das Gefühl, dass bei Vorstellungsgesprächen ein paar Witze gemacht wurden, die nicht ganz in Ordnung waren, aber das war kein Problem für mich, ja? Nein, eigentlich nicht. Und natürlich weiß ich nicht, wie viele Arbeitgeber mich wegen meines Namens oder meiner Herkunft abgelehnt haben. Gehen wir einmal davon aus, dass das nicht der Fall war, sondern das dann an meiner Qualifikation lag ...«

Über ihre Familie im Zweiten Weltkrieg berichtet EN: Ihr Urgroßvater mütterlicherseits sei Soldat in der Roten Armee gewesen und wurde auf dem Schlachtfeld getötet. Ihre Großmutter mütterlicherseits war ein Kriegskind. Sie und andere Kinder hätten Granaten und Bomben auf der Straße gefunden. »*Das war damals ganz normal.*« EN fährt fort:

»Meine Großmutter war allein mit zwei Kindern und sie versuchte Arbeit zu finden. Sie hatte kein Geld. Es gab diese kleinen Karten, für die man Lebensmittel kaufen konnte, also Lebensmittel bekommen konnte. Einmal hat sie die Karte verloren und dann gab es einen ganzen Monat lang nichts zu essen! Das war sehr hart.«

Zu Hause hat EN nichts über den Holocaust erfahren. Sie glaubt, das liege daran, dass ihre Familie nicht davon betroffen gewesen sei. Sie erzählt:

»Hier in Deutschland ist der Holocaust ein zentrales Thema. Aber in Russland konzentrierten sich die Menschen aus einem ganz bestimmten Grund auf die Tatsache, dass die Sowjetunion gesiegt hat und die ganze Welt rettete ... Aber auch in der Sowjetunion gab es nach dem Krieg Antisemitismus. Und es gab viele Theorien darüber, dass Juden Volksfeinde sind. Deshalb ist Antisemitismus ein Thema in Russland, das nicht aufgearbeitet

wurde, einfach weil man zugeben müsste, dass wir auch Schuld daran haben. Und das geht nicht, weil wir ja Helden sind ... Wie kann es aber sein, dass wir nach dem Krieg so antisemitisch waren?«

EN hält die Sanktionen Deutschlands und der westlichen Länder für gerechtfertigt. Aber sie gibt zu bedenken, dass die russische Bevölkerung nicht berücksichtigt werde und dass sie sowohl unter Putins Aggression als auch unter den Folgen der Sanktionen sehr leide. Sie sagt:

»Die Menschen dürfen nicht ausreisen. Sie dürfen nichts tun, sie dürfen nichts sagen, sie gehen direkt ins Gefängnis, wenn sie auf die Straße gehen oder wenn sie nur etwas auf Instagram posten. Alles ist blockiert und sie sind nirgendwo willkommen. Olaf Scholz hat auch gesagt, dass Putins Krieg Putins Krieg ist und nicht der des russischen Volkes. Aber die Sanktionen richten sich auch gegen die einfachen Leute und das finde ich falsch. Meine Familie ist in Russland und ich weiß nicht, wann ich sie wiedersehen werde.«

ID ist Psychologie-Studentin und lebt in Neu-Ulm, Bayern. Sie ist 1983 in der Sowjetunion geboren, in Sverdlovsk, dem heutigen Jekaterinburg, Russland. Sie hat die russische Staatsangehörigkeit.

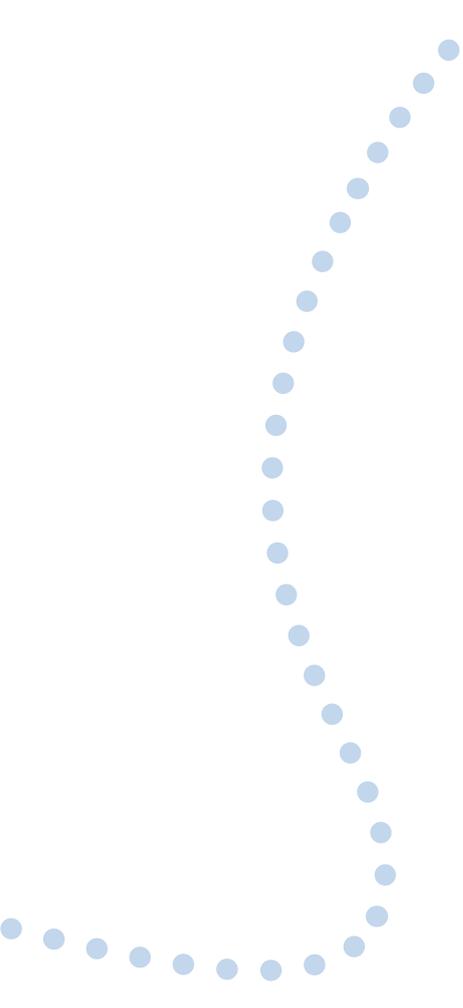
Zwischen 2014 und 2018 war ID mehrmals im Rahmen von DAAD-geförderten Forschungsaufenthalten in Deutschland. In dieser Zeit lernte sie ihren Mann kennen, der ebenfalls Russe ist und in Deutschland lebt. 2021 kam ID erneut nach Deutschland. Sie erzählt:

»Ich wollte nach Deutschland gehen, weil ich schon oft hier war und mein Mann und seine Eltern hier leben. Ich bin mit meinem Sohn eingereist. Es ist immer schwierig, Kinder über die Grenze zu bringen ... Es dauerte ein- einhalb Jahre, ein Visum zu bekommen. In Russland arbeitete ich 17 Jahre lang als Psychologin und Dozentin an der Uni. Jetzt studiere ich wieder Psychologie in Deutschland ... Ich möchte gerne hier arbeiten.«

ID erklärt, dass sie 2007 für die jüdische Organisation »World ORT«²⁶ in einem Bildungsprojekt in Moskau gearbeitet habe und dabei auch in Kontakt mit jüdischen Mitarbeiter*innen kam. Eine russisch-jüdische Freundin, die sie in Deutschland kennengelernt habe, sei nach Israel ausgewandert. ID sagt:

»Ich glaube, dass Juden sich aufgrund ihrer Geschichte ein wenig von anderen Russen unterscheiden. Und sie zeigen wahrscheinlich mehr Bereitschaft, einander zu helfen, weil sie eine gemeinsame historische Erfahrung haben, die sie eint: ihre Traumata und Erfahrungen mit Antisemitismus. Aber im Ural, wo ich aufgewachsen bin, gibt es viele andere ethnische Gruppen, und oft dominieren nicht Russen, sondern Baschkiren, Tataren und Kasachen. Und ich muss sagen, dass es schwer ist zu sagen, wer russisch ist ... Wir haben uns alle daran gewöhnt, dass wir viele verschiedene Nationalitäten um uns herum haben: Ukrainer, Belarussen, Tataren, Usbeken, Tadschiken, einfach alles.«

²⁶ Die World ORT (Organisation – Reconstruction – Training) ist eine Nichtregierungsorganisation, die 1880 in Russland als »Gesellschaft für handwerkliche und landwirtschaftliche Arbeit (unter Juden)« gegründet wurde. Der Sitz von ORT wurde 1921 nach Berlin verlegt und befindet sich heute in Genf. In der über hundertjährigen Geschichte ihres Bestehens haben weit über eine Million Menschen eine schulische Ausbildung bei ORT durchlaufen. Die Organisation ist heute in 58 Ländern weltweit tätig.



In Bezug auf die gegenwärtige Situation in der Ukraine macht sich ID Sorgen um ihren Sohn, der in den Kindergarten geht. Sie hat Angst, dass die anti-russische Stimmung auch ihn treffen könnte.

ID wurde getauft und ist russisch-orthodox, aber nicht wirklich religiös.

Im Zweiten Weltkrieg war IDs Großvater mütterlicherseits politischer Gefangener. Er sei in einen Streit mit Freunden geraten, schlug gegen die Wand und das Porträt von Stalin fiel auf den Boden. Das erklärte ihn zum Dissidenten. Als politischer Gefangener wurde er schlecht behandelt. ID erzählt:

»Sie schossen ihm in die Lunge. Aber er überlebte und war 80 Jahre alt, als er 2020 verstarb. Sein ganzes Leben lang war er ein kranker Mann, denn er hatte diese Kugel in der Lunge, die nicht entfernt werden konnte. Und mein anderer Großvater wurde nach Japan versetzt, um eine Front zu schließen. Als Kind konnte ich nicht verstehen, warum seine Fingerkuppen und Knochen so gekrümmt waren; er konnte uns später nur erklären, dass das daran lag, dass sie bei jedem Wetter mit den Händen arbeiten mussten. Meine Großmütter arbeiteten an der Heimatfront. Eine von ihnen verhungerte ... Meine andere Großmutter lebt, sie wird in zwei Monaten 95 Jahre alt. Wenn man sie fragt, was sie am 9. Mai 1945 getan hat, erinnert sie sich daran, obwohl sie an Alzheimer leidet und alles vergessen hat. Sie erzählt, dass sie und mein Großvater am 9. Mai 1945 fischen waren. Und als sie an die Küste zurückkehrten, wurde ihnen von den Dorfbewohnern sofort mitgeteilt, dass der Krieg zu Ende sei. Sie erzählt, dass sie eine solche Freude empfanden, die sich nur schwer in Worte fassen lässt. Alle umarmten sich, beglückwünschten sich gegenseitig, weinten um die Toten. Sie meint, dass sie noch nie in ihrem Leben eine so große Freude erlebt habe.«

Beide Großväter IDs wollten während ihrer Kindheit nicht über den Krieg sprechen. Sie erzählt:

»Ich weiß, dass in deutschen Schulen über den Holocaust gesprochen wird und auch in der deutschen Gesellschaft. Aber angesichts der jetzigen Diskussion über Beleidigungen gegenüber Russen denke ich, dass es gut wäre, auch über die Erfahrungen der Slawen während des Krieges zu sprechen.

Was die Entnazifizierung der Ukraine angeht, denke ich, dass Putin damit sagen will, dass es in der Ukraine einige Menschen gibt, die die Nazi-Ideologie unterstützen. Es ist klar, dass sie wahrscheinlich nicht so zahlreich sind, wie er uns jetzt sagt, aber wir können im Fernsehen sehen, dass es Paraden und Demonstrationen mit Nazi-Symbolen gibt. Das beleidigt Russen. Krieg ist aber keine Lösung. Das ist auch eine Form von Aggression gegen die russische Kultur.«

ID hält es für falsch, dass die Sanktionen des Westens gegen Russland die einfache Bevölkerung treffen. Sie sagt:

»Die einfachen Bürger leiden am meisten, sowohl auf materieller als auch auf moralischer Ebene. Niemand will einen Krieg. Und die russische Kultur ist nicht mehr willkommen. Leider gibt es heutzutage keinen Unterschied zwischen russischer Kultur und russischer Aggression.«

YK ist freiberuflicher Journalist und Eventmanager. Er wurde 1981 in Leningrad, im heutigen St. Petersburg, geboren. Er lebt in Berlin-Wilmersdorf. YK ist 1996 mit seinen Eltern nach Bremen gezogen. Seit 14 Jahren lebt er in Berlin. Auf die Frage nach seiner Staatsbürgerschaft antwortet er:

»Ich habe schon längst Anspruch auf einen deutschen Pass, aber muss zuerst meinen russischen Pass abgeben, um den deutschen zu bekommen, und muss dann wieder den russischen Pass rückbeantragen, weil ich in Russland geboren bin ...«²⁷

YKs Vater wurde nach Deutschland eingeladen, um als Schiffsingenieur für eine deutsche Firma zu arbeiten. YK erzählt:

»Am Anfang waren wir nicht sehr in das Leben in Deutschland integriert, ich ging auf eine russische Schule, die Schule der russischen Botschaft. Oder genauer: Alle zwei Wochen bin ich hingefahren und habe Aufgaben bekommen und habe die alleine zu Hause in Bremen gemacht. Meine Mutter durfte in Deutschland zuerst nicht arbeiten, sie hatte keine Arbeitserlaubnis. Die ersten fünf Jahre waren für sie sehr schwer.«

Nach dem russischen Abitur ging YK zurück nach St. Petersburg und studierte Transportlogistik. Mit 21 Jahren kam er wieder zurück nach Bremen und studierte Betriebswirtschaft mit Schwerpunkt Kommunikation.

YK war seit 2004 nicht mehr in Russland; zunächst aus pragmatischen Gründen, da er keinen Militärdienst in Russland abgeleistet hatte und bis zum Alter von 28 Jahren noch einberufen werden konnte. Später überwog die Sorge vor der Enttäuschung. **»Zwar ist Russland meine Heimat, aber Deutschland ist jetzt mein Zuhause.«**

YKs beste Freunde sind alle Deutsche. Er findet, dass russischsprachige Jüdinnen*Juden und Russlanddeutsche immer **»unter sich«** blieben. Er fährt fort:

»Was unsere Sprache angeht, habe ich hier zum ersten Mal russische Dialekte gehört. Ich habe Leute getroffen, die aus Kasachstan, Sibirien und russlanddeutschen Dörfern kommen. Für mich war das ein Kulturschock, denn ich dachte, alle Russen sprechen so wie in St. Petersburg oder wie im Fernsehen. Beide Gruppen, Russlanddeutsche und Juden, sprechen immer sofort über Politik. Da musst du immer Stellung nehmen zu deinen politischen Ansichten, vor allem in Bezug auf den Russland-Ukraine-Konflikt. Ich halte mich lieber komplett raus.«

YK erinnert sich an seine Schulzeit in Leningrad. In der fünften Klasse ist seine Klasse um ein Drittel geschrumpft, da viele nach Israel, Deutschland und die USA auswanderten. Man habe ihm erklärt, dass vor allem Jüdinnen*Juden emigrierten. Dabei seien ihm zum ersten Mal Jüdinnen*Juden begegnet. **»Genauer gesagt, war das keine Begegnung, sondern sozusagen ein Abschied.«** Das Gleiche sei mit den Lehrer*innen passiert, die plötzlich auch alle jüdisch waren. Auch von ihnen sei ein Drittel nach Israel, Deutschland und die USA ausgewandert. YK bekräftigt aber, dass die Jüdinnen*Juden in seinem Umfeld nicht diskriminiert worden seien. Er fährt fort: **»Ich finde es überraschend, dass russischsprachige Juden, die hier nach Deutschland gekommen sind, viel**

²⁷ Die deutsche Regierung hatte zu diesem Zeitpunkt ihre Absicht angekündigt, die Forderung nach Aufgabe der bisherigen Staatsangehörigkeit zugunsten der deutschen Staatsangehörigkeit einzustellen. Nach dem geltenden deutschen Staatsangehörigkeitsrecht müssen Personen, die die Kriterien für die deutsche Staatsangehörigkeit erfüllen, ihre bisherige Staatsangehörigkeit aufgeben. Die einzigen Ausnahmen sind: deutsche Staatsbürgerschaftskandidat*innen, die mit doppelter Staatsangehörigkeit geboren wurden, d.h. mit einem deutschen und einem nicht deutschen Elternteil; EU- oder Schweizer Bürger*innen, Staatsangehörige eines Landes, das es seinen Bürger*innen nicht erlaubt, ihre Staatsangehörigkeit aufzugeben.

jüdischer geworden sind, als sie in Russland waren. Hier feiern sie Channukah und jüdische Feiertage. In Russland haben sie das nie gefeiert.«

Im Zweiten Weltkrieg lebten seine beiden Urgroßmütter in Leningrad. Eine von ihnen hat die Leningrad-Blockade überlebt. »*Sie hat nie verstehen können, dass mein Papa das Angebot, in Deutschland zu arbeiten, angenommen hat.*« Die andere Urgroßmutter verbrachte ihren Urlaub am Schwarzen Meer, als der Krieg begann. Sie blieb während des ganzen Krieges mit ihren zwei kleinen Kindern dort, d.h. mit YKs Großmutter und Großonkel. YK erzählt:

»Meine Oma wurde krank und in dem Ferienhaus, in dem sie wohnten, war ein deutscher Wehrmachtsoffizier stationiert. Er sagte, das Kind ist krank, ich werde helfen, und hat mit seinem Motorrad meine Urgroßmutter und meine Oma zu einem Arzt gefahren. So hat meine Oma überlebt. Deswegen meinte diese Urgroßmutter, dass die Deutschen nicht nur unser Land besetzt haben, sondern sie haben auch Kinder gerettet. Beide Urgroßmütter hatten also ganz unterschiedliche Wahrnehmungen, was den Krieg angeht.«

YK berichtet, dass er erst 1993 durch den Kinofilm *Schindlers Liste* vom Holocaust erfahren habe. »*Davor habe ich darüber überhaupt nichts gewusst. Ich hatte keine Ahnung davon. Ich wusste, dass wir Nazi-Deutschland besiegt haben. Das war kein Geheimnis.*«

Überlegungen zu den Interviews

Bei den Ansichten meiner Interviewpartner*innen zum Holocaust ist es wichtig zu bedenken, dass sich die Erinnerung daran in Westeuropa/USA unter anderen ideologischen Gesichtspunkten entwickelt hat als im Bezugsrahmen der Interviewten, und dass in Westeuropa/USA andere Kriegserfahrungen ins kollektive Gedächtnis übernommen wurden als in der ehemaligen Sowjetunion.

In der Sowjetunion drehte sich das vorherrschende Widerstandsnarrativ um die transnationale kommunistische Rote Armee und die Partisanenguerilla, was wenig Raum für die Anerkennung des Leidens von bestimmten ethnischen Gruppen ließ, einschließlich der Jüdinnen*Juden und Sinti*zze und Rom*nja – relativ gesehen die größten Opfergruppen. Sie und andere wurden meist in eine größere Geschichte über den kommunistisch geführten Widerstand gegen die faschistische Aggression eingebettet. Zudem hatten Russinnen*Russen und andere Slawinnen*Slawen in absoluten Zahlen wesentlich höhere Lebensverluste.

Als gruppenübergreifende Wahrnehmung zeigt sich hierbei, dass alle meine Interviewpartner*innen in ihrem Herkunftsland wenig oder kaum etwas über die Judenvernichtung im Zweiten Weltkrieg gehört hatten. Diese Wahrnehmung korrespondiert mit den oben erwähnten ideologischen Verhältnissen in der Sowjetunion während des Krieges.

Interessanterweise zeigen die russlanddeutschen und jüdischen Befragten eine gewisse Distanz, wenn sie über Erinnerungen aus zweiter Hand an den Krieg und auch allgemein an ihre Herkunftsländer sprechen. Es wird deutlich, dass sie sich als Minderheiten wahrnehmen, die sich nicht ohne weiteres als Sowjetmenschen, Russinnen*Russen, Kasachinnen*Kasachen usw. identifizieren.

Die Reflexionen der Interviewpartner*innen offenbaren deren Bezugsrahmen, indem die Befragten neue Narrative mit vergangenen Ereignissen verknüpfen. Dies zeigt sich etwa daran, dass in allen Gruppen die Wahrnehmung vorherrscht, dass der Gewalt gegen Minderheiten in der Sowjetunion nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wurde; oder auch daran, dass speziell die russlanddeutschen und russischen Befragten der Ansicht sind, dass der Gewalt gegen die slawische Mehrheit während des Zweiten Weltkrieges im neuen Umfeld in Deutschland wenig Beachtung zukomme.

Ein immer wiederkehrendes Narrativ bei den jüdischen und russlanddeutschen Befragten ist die Verheimlichung der Zugehörigkeit. Es gab zwar in der Sowjetunion die offiziellen Einträge in den Pässen und Dokumenten, im Alltag jedoch wurden Religion, Sprache und die kulturellen Traditionen möglichst verheimlicht, dadurch auch verdrängt und unterdrückt. In Deutschland dann, im neuen Land, erlebten viele der Befragten ein (religiöses) Coming-out, was jedoch zugleich Erfahrungen mit Antisemitismus nach sich zog.

Auch jüngere russlanddeutsche Befragte waren von Diskriminierung in Deutschland betroffen, vor allem während ihrer Schulzeit. Die älteren Interviewpartner*innen in beiden Gruppen hatten in ihrer neuen Heimat mit der Anerkennung ihrer Qualifikationen zu kämpfen. Russischsprachige Jüdin-

nen*Juden, die patrilinear jüdisch sind, erleben ihre Nichtanerkennung des Jüdischseins als Diskriminierung.

Das Gespräch über die Erinnerungen und Erfahrungen in der alten und in der neuen Umgebung scheint die Selbstwahrnehmung der Beteiligten zu intensivieren und ihre Ansicht zu bestärken, damals wie heute benachteiligt zu sein.

Bei den Jüdinnen*Juden und Russlanddeutschen gibt es, wie bereits erwähnt, einerseits die Sichtweise, dass sie in der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten Minderheiten waren. Darin fühlen sie sich verbunden. Zugleich aber herrscht auch eine Opferrivalität – darüber, wer im Zweiten Weltkrieg und/oder im heutigen Deutschland am meisten gelitten habe und dafür Anerkennung erhalte. Es werden auch Parallelen zu nicht-russischsprachigen Geflüchteten gezogen, die aus dem Nahen Osten nach Deutschland geflohen sind. Es gibt ein gruppen- und generationsübergreifendes Narrativ, dass diese Menschen sich nicht gut integriert haben und auch mehr Privilegien in Deutschland genossen haben als russischsprachige Einwanderer*innen. Für einen der jüdischen Interviewpartner kommt hinzu, dass die AfD für ihn die einzige Partei ist, die den islamischen Antisemitismus anspreche, der durch die »Flüchtlingswelle« importiert werde. Diese Radikalisierung ist meiner Meinung nach im Kontext der Erfahrungen von Antisemitismus und der Angst vor Antisemitismus in der neuen Umgebung zu sehen.

Die jüdischen Befragten sind besorgt über die negativen Assoziationen mit Israel in der ehemaligen Sowjetunion und auch im heutigen Deutschland. Sie sagen, dass in der Sowjetunion Israel mit dem Zionismus gleichgesetzt wurde und heute viele Deutsche Jüdinnen*Juden mit Israel gleichsetzen, nur weil sie jüdisch sind. Eine Sehnsucht nach Israel scheint es unter den Befragten aber nicht zu geben. Von den russlanddeutschen Befragten wird Israel mit dem Neuen Testament in Verbindung gebracht, für sie sind die biblischen Orte zentral. In beiden Gruppen gibt es eine pro-israelische Stimmung, die Israel im Konflikt zwischen Jüdinnen*Juden und Palästinenser*innen verteidigt.

Nur eine russlanddeutsche Interviewpartnerin ist der Meinung, dass Palästinenser*innen das Recht haben sollten, mit einer jüdischen Mehrheit gemeinsam in Israel zu leben, jedoch nur, solange sie die Regeln des jüdischen Staats befolgen, nicht jedoch, dass sie einen eigenen Staat haben sollten. Die russischen Befragten haben zumeist keine einseitige Meinung in Bezug auf den Konflikt in Israel. Sie sind neugierig darauf, dorthin zu reisen und die biblischen Stätten zu besuchen, aber das Interesse ist eher schwach, ebenso wie der religiöse Glaube.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Migration nach Deutschland stellt Religion für viele Menschen einen gewissen Trost und Ersatz dar. Außerdem scheint die Generation der Großeltern dafür zu sorgen, dass Tradition und religiöse Praxis aufrechterhalten werden. Die russlanddeutschen Befragten gehören Freikirchen an, weil sie die russisch-orthodoxe und die deutsche evangelische Kirche ablehnen und einen Sonderweg gefunden haben. In den deutschen Siedlungen in der Sowjetunion war der Freikirchlichkeitsgedanke verbreitet.

Vielen der Befragten erscheinen kapitalistisch orientierte politische Parteien wie CDU und FDP attraktiv. Russlanddeutsche Interviewpartner*innen

drücken auch Dankbarkeit über die CDU-Politik unter Helmut Kohl aus, sie in Deutschland willkommen geheißen zu haben. Die Entscheidungen Angela Merckels in der Flüchtlingskrise 2015 dagegen werden als enttäuschend wahrgenommen.

Das Feiern von jüdischen oder christlichen Feiertagen ist für die Interviewten hinsichtlich der Wiederfindung und Aufrechterhaltung ihrer Identität wichtig. Gleichzeitig finden sich alternative Formen des Jüdischseins und des Russlanddeutscheins, die mehrere Ethnien und religiöse Zuschreibungen umfassen: jüdisch-ukrainisch-deutsch, orthodox russisch-jüdisch, orthodox und protestantisch christlich, freikirchlich-russlanddeutsch, kasachisch-orthodox, russisch-protestantisch und deutsch-jüdisch-russisch.

Viele Aussagen meiner russischen Gesprächspartner*innen zeugen von Unkenntnis der Situation der Jüdinnen*Juden während des Zweiten Weltkrieges und in der Sowjetunion. Die Ansicht, Jüdinnen*Juden seien ermordet worden, weil sie Kapitalisten waren, und Russinnen*Russen, weil sie Kommunisten waren, berücksichtigt beispielsweise nicht die Tatsache, dass viele Jüdinnen*Juden auch Kommunisten und Mitglieder der Kommunistischen Partei waren. Außerdem ist das konkrete Wissen der Befragten sowohl über die jüdische als auch die russlanddeutsche Geschichte und Kultur im Allgemeinen sehr begrenzt. Das ist nicht verwunderlich, berichten die Befragten doch, dass sie im Elternhaus und in der Schule wenig bis gar nichts darüber gehört haben. Daher sind sie auch überrascht, dass Deutschland im Fokus jüdischer Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg steht, was im Widerspruch zur Darstellung des Krieges in der ehemaligen Sowjetunion steht. Ein Interviewpartner ist zudem erstaunt, dass die russischsprachigen Jüdinnen*Juden in ihrer neuen Lebensheimat Deutschland »plötzlich« gerne jüdische Feiertage feiern und sieht dies nicht im Zusammenhang damit, dass Jüdinnen*Juden dies in der kommunistischen Sowjetunion nicht erlaubt war.

Das Sieger-Narrativ im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg ist gruppenübergreifend am stärksten präsent und wird von vielen auch in Frage gestellt. Die Befragten wünschen sich, dass Russland sich stärker mit seiner Geschichte auseinandersetzt und problematische Konflikte aufarbeitet anstatt sie zu verdrängen. Ein weiteres Narrativ unter den russischen Befragten ist, dass einige von ihren Großeltern oder Urgroßeltern Geschichten über »gute Deutsche« gehört haben, die Kinder retteten und ihnen Süßigkeiten gaben. Auch die Wahrnehmung, dass dem Leid der Slawinnen*Slawen während des Krieges im heutigen Deutschland nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt werde, ist unter den Interviewpartner*innen verbreitet.

Im Zusammenhang mit dem derzeitigen Krieg in der Ukraine wird wiederkehrend die Ansicht vertreten, dass nicht die gesamte russische Bevölkerung bestraft werden sollte. Eine Interviewpartnerin macht sich auch Sorgen, dass ihr Sohn wegen der antirussischen Stimmung hier in Deutschland im Kindergarten ausgegrenzt werden könnte. Die aktuellen Umstände, so fürchte ich, werden das Stigma, das mit dem Russischsein in Deutschland verbunden ist, weiter verstärken.

Literaturverzeichnis

- Beck, V., 2019: Wider die Ungleichbehandlung der Rückkehrer. Spätaussiedler und jüdische Zuwanderer im Renten- und Staatsbürgerschaftsrecht. *Osteuropa* 9(11): 133–165.
- Casteel, J., 2018: Transcultural memories among Russian-German and Russian-Jewish migrants in Germany: literature, museums, and narrations of the Soviet past. S. 179–204 in V. Dönninghaus/ J. Panagiotidis/ H.-C. Petersen (Hrsg.), *Jenseits der »Volksgruppe«*. Neue Perspektiven auf die Russlanddeutschen zwischen Russland, Deutschland und Amerika. Berlin, München: De Gruyter, Oldenbourg.
- Dietz, B., 2006: Aussiedler in Germany: from smooth adaptation to tough integration. S. 116–138 in L. Lucassen/ D. Feldman/ J. Oltmer (Hrsg.), *Paths of integration. Migrants in Western Europe, 1880–2004*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Kaiser, M./ Schönhuth, M., 2016: *Zuhause? Fremd? Migrations- und Heimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript.
- Noy, C., 2008: Sampling knowledge: the hermeneutics of snowball sampling in qualitative research. *International Journal of Social Research Methodology* 11(4): 327–344.
- Panagiotidis, J., 2021: *Postsowjetische Migration in Deutschland. Eine Einführung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Panagiotidis, J., 2019: Russlanddeutsche Spätaussiedler. Charakteristika, Netzwerke und Selbstverständnis. *Osteuropa* 69(Sonderheft 2019): 5–24.
- Panagiotidis, J., 2016: Sifting Germans from Yugoslavs: co-ethnic selection, Danube Swabian migrants, and the contestation of Aussiedler immigration in West Germany in the 1950s and 1960s. S. 209–226 in J. Coy/ J. Poley/ A. Schunka (Hrsg.), *Migration in the German Lands. 1500–2000*. New York: Berghahn Books.
- Plamper, J., 2019: *Das neue wir. Warum Migration dazugehört. Eine andere Geschichte der Deutschen*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Pürckhauer, A., 2022: Postsowjetische Migration in Deutschland, Mediendienst Integration. <https://mediendienst-integration.de/artikel/postsowjetische-migration-in-deutschland.html> (01.11.2022).
- Remennick, L., 2007: *Russian jews on three continents*. London: Taylor & Francis.
- Rock, J., 2019: Gemeinsam einsam. Interaktion zwischen russischsprachigen Juden, Russlanddeutschen und Russen in Berlin. *Osteuropa* 69(9–11): 277–290.

Statistisches Bundesamt, 2021: Ausländische Bevölkerung nach Geschlecht und ausgewählten Staatsangehörigkeiten. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Tabellen/auslaendische-bevoelkerung-geschlecht.html;jsessionid=647C15Do663A92F3E003AF9C888672C2.live741> (31.12.2021).

Über die Autorin

Jonna Rock promovierte in Südslawistik an der Humboldt-Universität zu Berlin (2014–2019). 2019 hat sie über postsowjetische Zuwanderung nach Deutschland als Sylke Tempel Fellow des Deutsch-Israelischen Zukunftsforums (Berlin) geforscht. Sie ist Autorin des Buchs ›Intergenerational Memory and Language of the Sarajevo Sephardim‹ (2019, Palgrave Macmillan) und Verfasserin diverser Aufsätze und Beiträge, u.a. in *Judaica Petropolitana* (The Hebrew University), *Nationalities Papers* (Routledge) und *Osteuropa* (DGO). Seit Juli 2022 ist Jonna Rock wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (Berlin).

